Benjamin Schmolck

Sein Leben, seine Werke

Rudolf Nicolai.
1909.

Benjamin Schmolck

Sein Leben, seine Werke.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig

ACAD. LIBR. BAT. BIBL.

vorgelegt von

Rudolf Nicolai.

1909.

Oscar Heinze's Buchdruckerei (Inh.: Max Heinze), Liegnitz.

Diese Arbeit ist außerdem publiziert in der Beilage zum Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangel. Kirche Schlesiens. XI. Band. 2. Heft.

Angenommen von der philologischen Sektion auf Grund der Gutachten der Herren Köster und Sievers.

Leipzig, den 19. Mai 1909.

Der Procancellar
Köster.

MEINEN LIEBEN ELTERN!

VORWORT.

Das Kirchenlied des 18. Jahrhunderts hat bisher wenig Beachtung gefunden. Das literarhistorische Interesse konzentrierte sich begreiflicherweise auf die weltliche Literatur, die ja in diesem Jahrhundert einen so ungeahnten Aufschwung nahm. Auch die spezielle Forschung auf dem Gebiete des Kirchenliedes ist meist mit dem Ende des 17. Jahrhunderts stehen geblieben. Und doch hat das 18. Jahrhundert noch eine immerhin beachtenswerte Nachblüte gezeitigt, die es wohl wert ist, daß man sich mit ihr beschäftigt. Ein Vordringen in dieses wenig beachtete Gebiet soll die vorliegende Arbeit sein.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, für die liebevolle Unterstützung, die ich bei meiner Arbeit von vielen Seiten erfahren durfte, öffentlich Dank abzustatten. Auf bibliographischem Gebiete unterstützten mich vor allem Herr Archivrat Jacobs an der Fürstlichen Bibliothek zu Wernigerode, Herr Dr. Dedo an der Stadtbibliothek Breslau und Herr Bibliothekar Linschmann an der Herzoglichen Bibliothek in Meiningen. Ferner die Königlichen Bibliotheken in Berlin, Dresden und München, die Universitätsbibliotheken in Leipzig und Greifswald, die Stadtbibliotheken in Hamburg und Leipzig und die Herzoglichen Bibliotheken in Wolfenbüttel und Gotha, sowie meine Freunde cand. theol. Tirpitz, Bohlke und Hähnel. Für biographische Nachrichten danke ich

Unterricht zusammen mit den Söhnen des Kirchenpatrons von Rotkirch durch den Hauslehrer P. P. Wießner; diesem folgte er dann kurze Zeit nach Schmiedeberg und besuchte hierauf die öffentliche Schule zu Steinau a. O. und zu Liegnitz, um endlich auf das Gymnasium in Breslau zu ziehen; aber „da sein Fuß schon daselbst stund, zog der berühmte Rektor Herr Georg Wende von Oelße durch", und da diesem Schulmann ein großer Ruhm voranging, änderte der junge Schmolck seinen Plan und folgte ihm an das Gymnasium zu Lauban. Er mußte sich dort ziemlich kümmerlich durchhelfen, durch Stundengeben an Mitschüler sein Brot verdienen und war auf Freitische in vornehmen Häusern angewiesen. Diese beiden Umstände haben auf seine Charakterentwicklung Einfluß gehabt. Einmal gewann er in diesen vornehmen Familien jene gewandte „politische" Form, auf die seine Zeit so großen Wert legte, anderseits wurde er aber hierdurch auch ein abhängiger, nachgiebiger Mensch, der alle Gedanken und eigenen Wünsche denen seiner Gönner unterzuordnen gewohnt war. Lauban bot eine Fülle von geistigen Anregungen. Das Gymnasium gehörte zu den blühendsten von ganz Schlesien, wie überhaupt Schlesien damals den Ruf genoß die besten Schulen Deutschlands zu besitzen. Auch seine Lehrer nahmen eine geachtete Stellung in der Literatur ein. Der Rektor Georg Wende war nicht nur ein Schulmann von glänzendem Rufe, sondern betätigte sich auch selbst dichterisch. Er war Mitglied des Palmenordens[1]) „wegen seiner mühsamen Sorgfalt und Kultivirung unserer teutschen Helden-Sprache", durch ihn kam Schmolck mit der bereits im Absterben begriffenen literarischen Strömung der Dichtergesellschaften in lebendige Berührung. Wichtiger für den Jüngling war der Einfluß des Konrektors Gottfried Hoffmann,[2]) denn dieser vermittelte ihm die neuen dichterischen Ziele Christian Weises. Hoffmann war Weises treuster Schüler, sodaß dieser von ihm sagen durfte „is meus alter ego est"[1]) und wurde auch später auf Weises aus-

[1]) Als zum Palmenorden gehörig unter dem Namen „der Pflanzende" angeführt: Historische Nachricht von deß löbl. Hirten- und Blumen-Ordens Anfang und Fortgang . . . von Amarantes, Nürnberg, Riegel, 1744, S. 857. — Er schrieb Schuldramen und viel Abhandlungen über theol. Themata, Weltgeschichte, Münzen, Steine, Mineralogie.

[2]) Vergl. Lausitzische Merkwürdigkeiten 1714 IV S. 142.

drücklichen Wunsch[2]) sein Nachfolger in Zittau. Seine pädagogischen und poetischen Ansichten, wie sie in seiner Lebensbeschreibung von Didascophilo, Budißin 1721 überliefert sind, decken sich vollkommen mit denen Weises. Auch bei ihm mußten die Schüler täglich einige Nebenstunden verwenden, um sich im Dichten zu üben (S. 577). Auch hier wurden Schuldramen aufgeführt. Schmolck beteiligte sich daran 1689 in dem Drama: „Der besiegte Neid" als ein Ratsherr, und 1691 als ein „Officirer zu Hofe". Deutlich lassen sich bei Schmolck später die Einflüsse, die von dieser Seite an ihn herantraten, erkennen. Und gerade die Anregung zu geistlichen Liedern wird von Hoffmann ausgegangen sein; er hat selbst viele Kirchenlieder gedichtet, die zum Teil bis heute fortleben;[3]) ferner sind mehrere Schriften geistlichen Inhalts erhalten. Wichtig ist außerdem, daß Hoffmann kurz bevor er nach Lauban kam, in Leipzig an den Bibelstunden der Pietisten A. H. Francke und P. Anton teilgenommen und pietistische Neigungen übernommen hatte. Unter diesen mannigfachen Anregungen beginnt frühzeitig Schmolcks eigene dichterische Produktion. Als 18jähriger dichtet er ein Huldigungsgedicht auf das gräfl. Haus Schaffgotsch.[4]) Er verließ das Gymnasium nach 5jährigem Aufenthalt mit einer Rede „Von dem Gebrauch der heidnischen Schriften bei den Christen".

Seine Entwicklung war schon so weit fortgeschritten, daß er bereits auf der Kanzel seines Vaters seine ersten Predigten halten konnte. Hierdurch gewann er sich die Gunst des väterlichen Patronatsherrn so sehr, daß dieser ihm eine bedeutende Summe für sein theologisches Studium zum Geschenk machte. Als er nun Michaelis 1694[5]) die Universität Leipzig bezog, war er somit vor den drückenden Geldsorgen gesichert. Er hörte zunächst allgemeine Vorlesungen

[1]) Koch, Geschichte des Kirchenliedes V[3] 438.

[2]) O. Kämmel, Ein sächs. Gymnasialrektor aus der Reformzeit des 17. Jahrhunderts. 1897 S. 69.

[3]) Z. B. Im sächs. Gesangbuch Nr. 669.

[4]) Es teilt es mit in der „wundervollen Schneekoppe" 1736 S. 72—77; doch ist es dort überarbeitet, sodaß es nicht mehr als Jugendarbeit in Betracht kommt.

[5]) Kluge berichtet in seiner Hymnopoeographia a. a. O.: „Den Anfang machte er in der Michaelis-Messe An. 1693 unter dem Rektorat

bei J. D. Hardt, Ludowici, Frankstein, und Schamberg, erst später theologische. Die theologische Fakultät in Leipzig befand sich damals in sehr schlechtem Zustande. Durch die hier herrschende Orthodoxie war alles Leben in dogmatischem Formelkram erstickt. Wir sind über die damaligen Zustände an der Leipziger Universität sehr gut unterrichtet durch die Berichte Speners[1]) und Franckes. Exegetische Vorlesungen wurden fast überhaupt nicht geboten, nur Dogmatica und Homiletica.[2]) Francke versichert, daß in seiner Studienzeit in Leipzig nicht einmal eine Bibel oder ein Testament bei einem der dortigen Buchhändler aufgefunden werden konnte.[3]) Wenige Jahre bevor Schmolck zur Universität kam, war hier der Kampf der Orthodoxie gegen den Pietismus und gleichzeitig gegen die beginnende Aufklärung ausgefochten worden. Die Orthodoxie hatte gesiegt, und Francke, P. Anton und Thomasius hatten der Übermacht weichen müssen. Besonders J. B. Carpzov II, der bittere und hinterlistige Feind Speners, beherrschte den Geist der Fakultät. So nimmt es nicht Wunder, daß Schmolck, vom theologischen Studium nicht befriedigt, sich andern Gebieten zuwenden wollte. Wie berichtet wird, hatte er die Absicht, Mediziner zu werden. Aber der Vater, der seinen Sohn bei der Geburt durch ein Gelübde für den geistlichen Beruf bestimmt hatte, gab dies nicht zu. Und da außerdem der Theologe Günther ihm freien Besuch seiner Vorlesungen erlaubte, ließ sich Schmolck bald wieder bewegen, das angefangene Studium weiterzuführen. Irgendwelche tiefere Seelenkämpfe oder Zweifel an der Wahrheit des Christentums spielen bei diesem Schwanken nicht mit. Schmolck hat den ihm autoritativ übermittelten Glauben der Väter als etwas Selbstverständliches, fest Gegebenes übernommen. Er hörte nun theologische Vorlesungen

---

Lic. Johann Schmiedes." Nach dem Immatrikulationsbuch der Leipz. Univ. ist Schmied 1694/95 Rektor gewesen, und unter ihm ist auch Schmolck Michaelis 1694 unter den Depositi jurati poloni eingetragen.

[1]) Vgl. Hoßbach, J. Spener und seine Zeit, Berlin, 1853.

[2]) Vgl. A. Tholuck, Das akademische Leben d. 17. Jahrhdts. mit besonderer Beziehung auf die protestantisch-theologischen Facultäten Deutschlands Halle 1853. I, S. 107

[3]) Dasselbe. I, S. 105. II, S 92 Vgl. ferner O. Kirn, Die Leipziger Theologische Fakultät in fünf Jahrhunderten. Leipzig 1909. S. 95 ff.

bei Carpzov, Günther, Pritius, Seligmann, Olearius, Rothe und Schmied. Aber trotzdem, daß die pietistischen Lehrer von Leipzig vertrieben waren, wirkte ihr Einfluß dennoch im stillen weiter. Auch Schmolck hat hier Anregungen von der pietistischen Richtung bekommen.

Doch sein Hauptinteresse wandte sich anderen Gebieten zu: die Dichtkunst war es, die all sein Fühlen und Denken in Anspruch nahm. Zwar war Leipzigs literarische Stellung damals keine hervorragende; aber es zeigten sich schon die ersten Ansätze, daß Stadt und Universität doch berufen sei, die Führung des Fortschrittes in der deutschen Literatur zu übernehmen, nachdem der Ruhm der schlesischen Dichter zu erblassen begonnen hatte. 1697 gründeten Landsleute Schmolcks die Görlitzische poetische Gesellschaft, die bald als Deutsche Gesellschaft zu großer Blüte gelangen sollte. Gleichzeitig mit Schmolck studierten in Leipzig Joh. Burckhardt Mencke, der als Philander von der Linde zahlreiche Gedichte veröffentlicht hat und später als Professor den Weg für Gottsched bahnte; ferner Erdmann Neumeister, dessen Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis huius saeculi praecipuis vom Jahre 1695 mit seiner kühnen Kritik der damaligen literarischen Zustände großes Aufsehen erregte. Der daran sich anschließende literarische Streit mit J. G. Albini nahm in Leipzig so lebhafte Formen an, daß sogar die akademischen Behörden einschreiten mußten. Bei Neumeister wird Schmolck wohl auch die Vorlesungen gehört haben, die dieser damals in Leipzig hielt, und die später (1707) durch Hunold (Menantes) als „Allerneuste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" herausgegeben wurden. Waren dies auch nur sehr schwache Anfänge, die noch tief in den alten Anschauungen wurzelten, so zeigten sie doch, daß sich neues Leben zu rühren begann, und wirkten anregend auf das neue Geschlecht. Auch Schmolck bekam Anregung zu poetischer Betätigung, und sein poetisches Talent entfaltete sich, wie die Biographen berichten, hier in Leipzig zu großer Produktivität. Leider ist von diesen ersten Proben nur sehr wenig erhalten und dies wenige z. T. nicht einmal sicher verbürgt. Nach dem Bericht in der Zeitschrift Nova Literaria Germaniae Collecta, Hamburgi, 1704, S. 409, stammen sicher von Schmolck: das Gedicht in „Des Schlesischen

Helicons auserwählte Gedichte", Frankfurt und Leipzig, 1699, S. 829, und das in „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen . . . Gedichte", Leipzig, Th. Fritsch, 1703, III S. 265. Beide Gedichte sind mit B. S. unterzeichnet. Der Bericht fährt dann fort: „De aliis, quae in dictis libris notas B. S. vel potius ex errore typographi P. S. prae se ferunt, an eidem Schmolckio adscribenda sint, non satis constat." Als Berichtigung dieser Zeilen schreibt Crusius in seiner „Vergnügung müßiger Stunden", 1715, S. 63: „Doch das letzte Rätsel mit P. S. (B. ist kein Druck-Fehler) ist nicht recht aufgelöset; denn ich selbige Carmina in MS. gesehen bey einer Person, die sie von S. P. bekommen hat." Wenn ich diesen etwas dunklen Sinn der Worte recht verstehe, meint Crusius, die mit P. S. unterzeichneten Gedichte tragen ihre Unterschrift mit Recht, sind also nicht von Schmolck, während auch bei den mit B. S. unterzeichneten kein Druckfehler vorliegt, sie also von Schmolck stammen. Und in der Tat kommt man auch aus inneren Gründen zur gleichen Ansicht. Die sämtlichen mit P. S. unterzeichneten Gedichte (sie finden sich nur im Schlesischen Helicon, und zwar S. 804, 807, 808, 809 und 833) tragen einen ganz fremdartigen Charakter; es sind verliebte Gedichte mit dem ganzen üblichen Apparat von Vorstellungen und Namen (Sylvia, Doris u. a.) der galanten Lyrik. In all diesen Liedern ist der Sprachgebrauch von dem der anderen, sicher von Schmolck stammenden Gedichte stark abweichend, auch paßt die Situation nicht auf Schmolck, wenn es S. 810 heißt:

Gute Nacht du Pleiß-Athen!
Ich will mich von dir begeben /
Und zum rauhen Norden gehn.

In der unter Hofmannswaldaus Namen gehenden Gedichtsammlung finden sich nur Lieder, die mit B. S. unterzeichnet sind. Und zwar im 3. Teil S. 146 ein Hochzeitscarmen. Dies ist bestimmt von Schmolck, denn die darin erwähnte freiherrlich Santretzki-Haugwitzische Vermählung bezieht sich offenbar auf seine Patronatsherrschaft in Brauchitschdorf; auf denselben Namen hat er auch später acrostichische Lieder verfertigt (z. B. Liederflammen Nr. 5 u. 6).

In den folgenden Teilen der gleichen Sammlung sind noch folgende Gedichte mit B. S. signiert: V. Teil S. 163, VI. S. 140

(ist dasselbe wie das erwähnte III 146). S. 170, 176, 179, 193; und im VII. Teil S. 308 findet sich noch ein Gedicht mit Schmolcks vollem Namen. Alle diese Gedichte sind zweifelsohne von Schmolck, denn teils hat er sie in seine späteren eigenen Sammlungen aufgenommen, teils bringen sie direkte persönliche und lokale Anspielungen, die nur auf ihn passen können. Nur ein mit B. S. unterzeichnetes Gedicht im I. Teil S. 303 „Der gelehrte Adel" bietet Schwierigkeiten, denn es bringt keine Anspielungen, die zwingend auf Schmolck weisen und hat außerdem die Wendung „diß enge saal-athen", würde also auf Jena oder Halle weisen, wo Schmolck nie gewesen ist. Indes könnte dies Gedicht, wie so viele in der Zeit „im Namen eines andern" gefertigt sein, der in der betreffenden Stadt gewohnt habe. Und da außerdem der Inhalt - der Dichter preist den schlesischen Adel, was ganz zum Bilde Schmolckes paßt — und der Wortschatz Schmolckisch ist, auch sämtliche andere, mit gleicher Signatur unterzeichneten Gedichte von Schmolck stammen, ist es wohl billig, auch dies als sein Eigentum anzusehen.

Ist es also nur wenig, was uns erhalten ist, so genügt es doch, um zu erkennen, in welchen Gleisen sich der angehende Dichter bewegt. Dem Inhalte nach sind es Gelegenheitgedichte, und in der Form zeigen sie größten Pomp und Phrasenschwall. Wenn man dazu berücksichtigt, daß sie in der Umgebung Hofmannswaldauscher Gedichte erscheinen, so ist es nicht schwer zu erkennen, wohin diese Jugendgedichte weisen: Schmolck zeigt sich hier als treuer Anhänger der Dichtungsart, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre Hauptvertreter in Schlesien hatte. Die prunkvolle Rhetorik mit ihrem Phrasenschwall, mit ihren Metaphern, Hyperbeln und Antitheſen dieser Dichter erscheint hier in ausgedehntem Maße. In einem Gedicht preist Schmolck Breslau mit folgenden Worten:

Europa muß dich ja als eine tochter preisen /
Die witz und alterthumb zu Adels Schwester macht;
Ein Türckisch Smirna weicht vor deiner seltnen pracht /
Du kanst mehr kluges volck als Stambol Thürme zeigen /
GOtt, deine feste burg / spricht Babels Mauern hohn
Wer deiner herrligkeit will Ehren-bogen setzen /
Du Deutsches Genua und Schlesisches Lion /
Der muß / wie Sannazar / den kiel in golde netzen /

Weil du Venedig selbst in vielem gleiche gehst /
Ja auf der Weißheit felß und nicht auf Wasser stehst
Wer alles, was dich ziert / nach würden will ergründen /
Der wird gantz Schlesien / ja Deutschland / in dir finden.
Verzeihe / wenn ich dich mit dunckeln farben bilde /
Doch wer dich Breslau nennt / der weiß schon / was du bist /
Dieweil dein nahme sich mit lauter glücke küßt . . . .

In dem Hochzeitsgedichte, in der Hofmannswaldauschen Sammlung III, 146, erscheint die ganze Süßlichkeit und überschwängliche Lobeserhebung, wie sie in dieser Gattung üblich war. Da wird nicht gespart mit den seltensten Marmeladen, göldenen Pommeranzen, Honigseim, Konfect und Coloquinten. Nur in einer Beziehung unterscheidet sich Schmolck, und zwar zu seinem Vorteil, von den üblichen Hochzeitslyrikern, indem er sich aller schlüpfrigen Anspielungen enthält. Ganz im Fahrwasser der marinistischen Dichtung ist ferner das Türkengebet (Hofmannswaldausche Sammlung III, 265); hier zieht Schmolck alle Register einer pomphaften Sprache. Auffällig ist nur, daß sich der Ton zu direkten Schmähungen und groben Schimpfwörtern erniedrigt:

Schwimmt todten-aeser fort nach Stambols wespen-nest
Du kamst als wie ein löw, und fielest wie ein vieh! . .
„Fort! fort Sennacherib! Du mißgeburth der welt!
„Du toller Aga du / bereite dich zur höllen /
„Man wird ein frühstück dir beym Cerbero bestellen,
„Weil dich doch dieser hund vor seinen Bruder hält . . .
„Verdammte kinder Chams! ihr mörder seid nicht werth,
„Daß euch die erde trägt und soll gezeuget haben" . . . .

Diese Sprache, deren Kühnheit zunächst auf eine große Leidenschaftlichkeit des jungen Dichters zu weisen scheint, ist bei näherer Betrachtung auch nur älteren Vorbildern nachgebildet. Die ganze große Literatur der Türkengebete des 16. und 17. Jahrhunderts zeichnet sich durch unerhörten Schwulst und große Derbheit der Sprache aus, die sich in Gebeten oft eigenartig ausnimmt.[1])

Also Schmolck ist hier ganz im Bann der hauptsächlichsten Richtungen seiner Zeit, besonders seiner schlesischen Landsleute. Und das nimmt nicht wunder. Standen doch Ende des 17. Jahrhunderts diese Dichter im höchsten Ansehen. Die Blicke von ganz Deutsch-

[1]) Vgl. C. J. Cosack, Zur Literatur der Türkengebete im 16. und 17. Jahrhundert, Basel-Ludwigsburg, 1871, S. 163.

land waren bewundernd auf Schlesien gerichtet; wie viel mehr mußten dann die jungen heranwachsenden Dichter aus Schlesien, wie eben Schmolck, es als ihre Aufgabe ansehen, ihren großen Landsleuten gleich zu kommen? Noch ahnte Schmolck nicht, daß die Herrlichkeit seiner Landsleute bald ein jähes Ende nehmen sollte und daß neue Ziele auftauchen würden. Er blickte nur bewundernd zurück auf die glorreiche Vergangenheit seines Landes. Und wie lebendig in ihm die Ziele der vergangenen Zeiten noch lebten, zeigt sich darin, daß er sich einen Titel erwarb, dessen Ansehen schon stark gelitten hatte, den Titel eines kaiserlich gekrönten Poeten. Stolz fügt er in diesen ersten Jahren seinem Namen das K. G. P. oder P. C. L. bei, obwohl in diesen Jahren Neukirch in der Vorrede zu den Hofmannswaldauschen Gedichten spottend erzählt, es könne sich jeder „den lorbeerkrantz um 10 Thaler erkauffen".

Leider wurde Schmolcks dichterische Begabung gleich von Anfang an in den Dienst des Erwerbes gestellt; vielleicht daß dem Dichter manche servitia seines Pennaljahres erlassen wurden, wie es einige Jahre vorher Chr. Weise geglückt war; Kluge berichtet in seinen Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens 1737. S. 90, daß die Gabe der Dichtkunst Schmolck eine gute Einnahme verschafft habe, und daß er sich durch seine Kunst seinen Weg „zu den Gemüthern derer Wohlthäter" gebahnt habe. „Wenn wir dazunehmen, was in folgenden Zeiten von Adelichen, Freyherrlichen, Gräflichen und Fürstlichen Personen vor Gnade ihm daher zugeflossen, glauben wir kaum, daß zu unseren Zeiten eines deutschen Dichters Arbeit gütiger angesehen worden." Es scheint, als sei Schmolck mit dem Gedanken umgegangen, sich ganz der Dichtkunst zu widmen, zumal ihn ein vornehmer Gönner gern zu sich nach Halle gezogen hätte. Aber da rief ihn 1697 der alternde Vater in die Heimat zurück. Der Sohn sollte einen Teil der Amtslast des Vaters übernehmen, und dieser folgte auch hier sofort dem Willen des Vaters Er war nicht geartet, daß er irgendwo stärkeren Widerstand hätte leisten können. So vertauschte er das glänzende Leben, das er als gefeierter Dichter im Kreise vornehmer Leute geführt hatte, mit dem bescheidenen Dasein in jenem weltabgelegenen schlesischen Dorfe. Als Substitut seines Vaters begann für ihn die stille Arbeit eines Landgeistlichen. Am 2. Januar 1701 erhielt er zu Liegnitz die

Ordination. Schon das Jahr darauf 1702 schloß er die Ehe mit Anna Rosina Rehwald aus Lauban. Er scheint mit ihr ein glückliches Leben geführt zu haben; im Laufe der Jahre entsprossen dieser Ehe fünf Kinder, von denen aber nur drei am Leben blieben.

Mitten in dieser stillen Tätigkeit erhielt er Ende 1702 einen Ruf als Diakonus an die Friedenskirche nach Schweidnitz. Eine schwere Aufgabe wartete dort seiner. In Schlesien hatte im 17. Jahrhundert mit aller Kraft die Gegenreformation eingesetzt. Nachdem das Land die Stürme des dreißigjährigen Krieges unter blutigen Opfern durchlebt hatte, brachte der Friede zu Osnabrück und Münster nicht die ersehnte Ruhe. Mit voller Kraft vielmehr setzten nun erst die Bedrückungen der Evangelischen durch die Katholiken ein. Nach § 40 des XV. Artikels des Friedenstraktates wurden den unmittelbar zur Königlichen Kammer gehörigen schlesischen Fürstentümern nur drei sogenannte Friedenskirchen außerhalb der Fürstentumshauptstädte, nämlich in Glogau, Jauer und Schweidnitz zugestanden.[1]) Alle anderen Kirchen wurden eingezogen. Mit allen Mitteln der Gewalt und List arbeitete man daran, die Bevölkerung der katholischen Konfession zurückzuerobern. Bis zum Jahre 1706 wurden über 1200 evangelische Kirchen eingezogen. Und besonders gegen das Ende des Jahrhunderts gingen die Katholiken sehr energisch vor, seitdem durch das Aussterben des Fürstengeschlechts der Piasten 1665 ihnen die Gebiete von Brieg, Liegnitz und Wohlau zugefallen waren. 1702 hatten sie auch in Schweidnitz einen energischen Vorstoß gemacht; sie hatten den Diakonus Wiedemann auf ihre Anklagen hin aus dem Amte getrieben, da sie entdeckt hatten, daß er vor 12 Jahren als Student eine Schrift geschrieben habe: „Historisch-poetische Gefangenschaften" (Leipzig 1689), die Angriffe auf die Katholiken enthielt. Und so wurde wegen dieses „gotteslästerlichen, skapiosen Buches" der Autor vom Altar weg verhaftet und seines Amtes entsetzt. An seine Stelle wurde Schmolck berufen. Es mag für ihn nicht leicht geworden sein, diesen schwierigen Posten zu übernehmen, hatte er sich doch im

[1]) Ziegler, Die Gegenreformation in Schlesien, o. J. — Eberlein, Die Schles. Grenzkirchen im 17 Jht. 1901. (Beides: Verein für Reformationsgeschichte Halle.) und Anders, Geschichte der evang. Kirchen Schlesiens, Breslau, 1883.

stillen Brauchitschdorf gut eingelebt und die Gunst seiner Patronatsherrschaft erworben, die ihn als dereinstigen Nachfolger seines Vaters im Auge behielt. Es ist ein rührendes Zeichen, daß eine Frau von Haugwitz und ein benachbarter Adeliger in zwei Schreiben an die Kirchenbehörde in Schweidnitz den Versuch machen, den jungen Geistlichen für Brauchitschdorf zu erhalten, wenn auch ohne Erfolg.[1]) Allerdings war Schmolck, wie es in der Bestätigungsurkunde heißt, für diese Stellung sehr gut geeignet: „In Betrachtung derer an deßen Persohn gerühmter gutter qualitäten undt biß dahero anderer orthe geführten, friedfertig- undt exemplarischen Wandels". Denn wenn er auch unbeirrbar fest auf dem Boden der augsburgischen Konfession stand, so vermied er doch jede Härte Andersgläubigen gegenüber. Und es ist ihm auch gelungen, in den schwierigen Jahren bis 1707, wo der Druck am schlimmsten war, stets in Frieden mit der katholischen Kirche auszukommen.

Es waren für ihn diese ersten Jahre in der von allen Seiten bedrängten Stellung sehr wichtig. Hier wurde er zum ernsten Geistlichen, der alle seine Kräfte in den Dienst seiner Gemeinde stellte. Das Amt selbst war sehr schwierig zu verwalten. Eine ungeheure Summe von Amtsgeschäften lastete auf den drei Geistlichen. Die Taufen betrugen jährlich ungefähr 1000; dazu kamen die regelmäßigen Amtsgeschäfte: an Sonntagen im Sommer drei Predigten, im Winter zwei, außerdem eine Vesper- und eine Kinderlehre, in der Woche zweimal Predigten, täglich Gebete und Bibelerklärungen, dazu die vielen Begräbnisse, Trauungen und Krankenbesuche. Und bei diesen Amtshandlungen war man stets von den drückendsten Bestimmungen von seiten der Katholiken umgeben. Meist mußte erst die schriftliche Erlaubnis der Katholiken eingeholt werden, die nur für teure Gebühren erteilt wurde.[2]) Aber mitten in dieser aufreibenden, von unendlichen Schwierigkeiten umgebenen Arbeit begann Schmolcks Dichtkunst nun im geistlichen Gewande neu zu erwachen. Aus tiefster Seele bricht es hervor wie ein klarer Quell und kündigt in heiligen Liedern den Ruhm des Allmächtigen.

[1]) Handschriftlich im Friedenskircharchiv Schweidnitz XI. Faszikel 14.

[2]) L. Wortmann, Die Friedenskirche zur heiligen Dreifaltigkeit vor Schweidnitz. 1902. S. 31. und Anders, Geschichte der ev. Kirche Schlesiens. 1883. S. 142 ff.

Das Jahr 1707 brachte endlich einige Erleichterungen dieser drückenden Zustände; Karl XII. von Schweden, auf seinem Durchzug durch Schlesien enthusiastisch von der Bevölkerung begrüßt, nötigte den Kaiser von Österreich im Altranstädter Frieden, den Evangelischen in Schlesien größere Freiheiten zu gewähren. Es wurden sechs neue Gnadenkirchen bewilligt; und an den drei Friedenskirchen war verstattet, so viel Geistliche, wie für nötig gehalten wurden, anzustellen und Schulen zu errichten. In Schweidnitz wurden zur Entlastung drei neue Geistliche angestellt und ein Gymnasium gegründet. Schmolck erhielt nunmehr 1708 den Titel eines Archidiakonus; 1712 wurde er Senior, 1714 Pastor Primarius und Inspektor der evangelischen Schulen. So stand er als angesehener erster Geistlicher an der Spitze einer großen Gemeinde; und von nun an nimmt sein Leben einen ruhigen gleichmäßigen Verlauf. Still flossen seine Tage dahin, von keinem größeren Ereignisse durchbrochen; nur einmal traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag, als im Jahre 1716 ein furchtbarer Brand einen großen Teil von Schweidnitz in Asche legte. Die Verfolgungen durch die Katholiken ließen allmählich nach. Nur einmal hatte Schmolck einen Kampf mit ihnen zu bestehen, wie die Akten berichten.[1]) Er wurde 1719 von den Dominikanern, die heimlich einer Kinderlehre beigewohnt hatten, angeklagt, er habe beleidigende Reden gegen die Katholiken geführt. Nach langer Zeugenvernehmung stellte sich aber die völlige Unschuld Schmolcks heraus.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Schlesien hatten sich zwar nach der Katastrophe des dreißigjährigen Krieges gehoben, aber sie waren immer noch recht dürftig. Es fehlte eine eigentliche treibende Kraft in dieser Zeit. Nach den langen Kämpfen war eine große Ermattung in Schlesien eingekehrt; auf dem geistigen Leben lag ein ungewisser Druck, nirgends wagten sich freie Meinungsäußerungen offen heraus. Ein Kenner[2]) urteilt: „Selbst der Glaube scheint weniger zu wirken, seit er weniger bedroht ist. Dies Geschlecht . . . spinnt resigniert unendlich eintönige Tage ab, wenig zufrieden mit den Verhältnissen, aber weit entfernt von jedem Handanlegen zur Besserung, zu müde selbst zur Hoffnung auf bessere Zeiten". Die

[1]) Handschriftl. im Friedensk.—Archiv III. Fasc. 26.

[2]) Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Gotha 1886, S. 425.

Befreiung durch Friedrich den Großen 1740 sollte Schmolck nicht mehr erleben. Es waren also keine großen Zeiten, in denen sein Leben dahinfloß. Kein Wunder, daß auch sein Dichten in diesen Tagen, denen es an großen Gesichtspunkten fehlte, allmählich in ein flacheres Fahrwasser hineingeriet. Aus der ursprünglichen Begeisterung für die Poesie wurde bei ihm allmählich eine Gewohnheit; und was die Tiefe nicht mehr hergab, mußte die Breite ersetzen. Die Poesie verlor im eintönigen Alltagsleben ihre Schwungkraft, und an Stelle der anfangs so frischen Lieder entstanden öde Reimereien.

Auch bei zunehmendem Alter floß der volle Strom der Dichtungen Schmolcks ungehemmt weiter. Von 1730 an wird der Dichter von schweren körperlichen Leiden heimgesucht. Er war trotz seines stattlichen imponierenden Äußeren[1]) von Jugend auf kränklich gewesen. Eine langwierige Krankheit rieb ihn jetzt allmählich auf, und am 10. Februar 1737 schloß der 64jährige Dichter seine Augen für immer. Am 17. Februar wurde er unter allgemeiner Beteiligung begraben.[2])

Schmolck zeigt das Bild einer freundlichen, ernsten und geschlossenen Persönlichkeit. Er war kein groß angelegter Charakter, sondern bietet uns das Durchschnittsbild eines damaligen Geistlichen Aber er zeigt eine große Reihe von sehr anziehenden Zügen. Vor allem war er eine milde gewinnende Persönlichkeit. Von den Biographen wird diese liebenswürdige Seite stets anerkannt und hervorgehoben. In jeder Lebenslage hat er es als seine Pflicht erkannt, zu versöhnen und zu vermitteln. Sahen wir schon, daß er wegen seiner Versöhnlichkeit mit den katholischen Bedrängern auskam, so verhielt er sich auch einem anderen Gegner gegenüber friedliebend: den Pietisten. Die pietistische Bewegung drang während seiner Amtszeit mit großem Erfolg in die schlesischen Lande ein. Besonderes Aufsehen erregte es, als diese Strömung auch die Kinder ergriff und als sich überall im Freien betende Kinder versammelten.[3]) Mit

[1]) Bilder hängen in der Sakristei zu Schweidnitz und Brauchitschdorf.

[2]) Ein Leichgedicht liegt auf der Stadt-Bibl. in Breslau: Zu Ihres entschlafenen . . Schmolcks Sterbebette . . das mitleidende Ministerium. Schweidnitz, Müller.

[3]) Schimmelpfennig, Zur Geschichte des Pietismus Schlesiens von 1707—1740. (Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Schles. 1869 IX 2).

aller Leidenschaft und Kraft traten damals die orthodoxen Geistlichen gegen diese Bewegung auf. Der Amtsbruder Schmolcks, B. Scharff in Schweidnitz, und Kaspar Neumann in Breslau ließen Schriften gegen sie erscheinen. Aber Schmolck, der auch streng orthodox stand, blieb ruhig; es findet sich nirgends auch nur eine Spur, daß er an diesem Streite mit teilgenommen habe.

Auch im engen Kreise des Amtes, wo es manche Schwierigkeit zu überwinden gab, ist Schmolck stets der vermittelnde. Die Akten des Archivs[1]) melden von manchem Konflikt der Geistlichen untereinander. Um nur ein Beispiel anzuführen: Im Jahre 1713 entstand ein Streit wegen der Verteilung des Beichtgeldes. In den Akten liegen eine Menge großer Schreiben mit Vorwürfen und gereizten Anklagen, aber plötzlich bricht der Streit mit einem äußerst gemütlichen Schreiben Schmolcks ab: „Wünsche nach gehabter Nachtruhe einen gesegneten Morgen, und berichte, daß . . . bekannte differentien unter uns selbst in Güthe abgethan worden", und zwar so, daß „amor noster in hoc passu vim legis" haben wird.

Diese guten Eigenschaften gewannen Schmolck bald die größte Hochachtung und Anerkennung in seiner Gemeinde. Und es ist ein schöner Beweis für die Treue, mit der die Gemeinde an ihrem Geistlichen hing, wenn man aus den alten Berichten erfährt, daß die Schweidnitzer Kirche die Menge der Andächtigen kaum fassen konnte, und daß das Gotteshaus eine Erweiterung nach der andern erfuhr. Noch heute ist die Friedenskirche mit ihren zahllosen Anbauten ein lebendiger Zeuge jener Tage.

Indes darf eine unparteiische Geschichtsschreibung auch nicht verschweigen, daß das Bild Schmolcks neben den vielen hellen Zügen auch mancherlei dunklere Linien aufweist. Sahen wir eben, daß ein Grundzug des Schmolckschen Charakters die große Milde und Versöhnlichkeit war, so nimmt es nicht Wunder, wenn dazu sich eine gewisse Weichlichkeit gesellt. Wir vermissen bei ihm das eigentlich Männliche, Kraftvolle. Nie tritt er energisch mit neuen Gedanken oder Taten auf, sondern stets läßt er sich von andern tragen. Mit Vorliebe sonnt er sich auch in der Gunst des Adels; in jeder seiner Liedersammlungen führt er eine ganze Anzahl adliger Männer oder

[1]) Friedensk.-Arch. XI. Fasz. 6.

Frauen auf mit den unterwürfigsten Versicherungen „der täglichen Devotion, zu welcher Dero hohe Wohlthaten mich euserst verbinden". Durch die grenzenlose Lobhudelei seiner Zeitgenossen stellte sich eine ziemlich große Eitelkeit ein, wie sie aus vielen Stellen seiner Vorreden deutlich hervorklingt. Auch der Gemeinde scheinen manche Schwächen nicht verborgen geblieben zu sein; dies geht aus einzelnen Stellen seiner Leichenpredigten hervor, wo er sich über „Lästerer" und „spöttische Tadler" beklagt Aber die meisten Einwendungen gegen Schmolcks Charakter werden von einem der damaligen bedeutendsten Dichter erhoben, von Christian Günther.

In Günthers Gedichten stößt man sehr häufig auf scharfe Anklagen gegen Geistliche. Da aber Günther hier nie die wahren Namen nennt, ist es sehr schwer herauszufinden, wann er sich gerade gegen Schmolck wendet. Wohl sicher gehen folgende Angriffe gegen ihn:

Damit ich aber kurz nach Ziel und Ordnung geh:
So seht nur, wie es erst um deren Wandel steh,
Die an Gelassenheit dem Meister folgen sollen
Und allemal den Ruhm des Friedens haben wollen.
Wieviel von solcher Zunft sind Spötter voller Schein,
Die Kleidung, Amt und Mund durch Wort und Tat entweihn,
Und oft ihr Priesterhaus mit Tadeln, Schimpf und Lachen
Aus Neubegierigkeit zum Musterplatze machen?
Als hier versammeln sich die Fabeln aus der Stadt;
Weil jedes Plauderweib erlaubten Zutritt hat;
Da wacht der Eifer auf, da muß die Kanzel schmälen
Und was ein Schaf versehn, der ganzen Herd erzählen . . .

denn wie Enders[1]) berichtigt, steht im Manuskript neben diesen Zeilen von Günthers Hand „Schmolcke" geschrieben. Wenn auch diese Worte sehr bitter klingen, so lassen sich die Vorwürfe nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Daß der friedliebende Schmolck gern den Ruhm des Friedens haben wollte, ist wohl denkbar, und daß der redselige Mann wohl auch das, was ihm aus der Stadt zugetragen wurde, in den Predigten vorbrachte, ist nicht ausgeschlossen. Indes muß man aber auch in Betracht ziehen, daß Günther in seinen Urteilen oft maßlos übertreibt, und man ver-

[1]) E. Enders: Zeitfolge der Gedichte und Briefe Joh. Christ. Günthers. Dortmund 1904. S. 202. Dem maßvollen Urteil Enders, S. 200 ff., kann man nur zustimmen.

gegenwärtige sich ferner, daß Schmolck und Günther zwei Naturen waren, wie sie gegensätzlicher kaum gedacht werden können. Daß diese beiden sich nie verstehen konnten, liegt auf der Hand. Infolgedessen ist es geboten, auch den Güntherschen Angriffen gegenüber eine gewisse Reserve zu beobachten. Von den andern zahlreichen Angriffen auf Geistliche scheinen nur die auf Bav und Thrax gedichteten Epigramme in der „Sammlung von J. Chr. Günthers Gedichten", Breslau und Leipzig 1735, S. 461, 551 und 553, und folgende Worte ziemlich sicher auf Schmolck zu gehen, nämlich die gegen einen Kirchenliederdichter gerichteten Verse:

Da wird der stumme Vers des blinden Thrax gerühmt,
Der, weil ihm das Gehirn vor Andacht längst verschimmelt,
Sein Blatt voll Sprüche stopft, der Bibel Geist verstümmelt,
Und gar so heilig reimt, daß, wenn die Köchin liest,
Und eh sie fertig wird, das Blatt voll Tränen ist;
Das gute Mensch tut recht: Wer kann Gewohnheit bessern?
Sie hat es im Gebrauch, den Stockfisch einzuwässern.
(Enders, S. 200.)

Dieser Spott auf den Dichter Schmolck, der in gesicherter Stellung hohen Ruhm genoß, ist von seiten des unstät umhergetriebenen, nach Anerkennung lechzenden Dichters wohl erklärlich. Wenn also auch zugegeben werden muß, daß viele dieser Vorwürfe gegen Schmolck berechtigt sind, so muß andererseits Schmolck nachdrücklich in Schutz genommen werden gegen ein Verfahren, das G. K. Wittig in seinen „Neuen Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther", Striegau, 1881, anwendet, indem er ziemlich jeden Vorwurf kritiklos als gegen Schmolck gerichtet annimmt. Vor allem die Behauptung, daß Schmolck der eigentliche Urheber von Günthers Unglück gewesen sei, weil er den Vater aufgehetzt habe, den Sohn zu verstoßen, fällt als unbewiesen in sich zusammen.[1]) Denn wie sich aus dem bisherigen zeigte, ist

[1]) Ein Beleg für ein günstigeres Urteil über den Vater Günthers findet sich im Briefwechsel G. B. Scharffs mit Gottsched (Leipziger Univ.-Bibl.), wo der Schweidnitzer Geistliche die tendenziöse Biographie Steinbachs verwirft und fortfährt: „Der Vater hat mehr Dank verdient, Er ist ein frommer und gelehrter Mann, der an den Sohn allen Fleiß eines treuen Vaters erfüllt, und noch zu bezahlen hat, was Er auf ihn gewendet". (3. Juni 1738.)

gerade die Neigung zum vermitteln und ausgleichen einer der am stärksten hervortretenden Züge Schmolcks.

Wenn also auch gewisse Schwächen des Charakters unseres Dichters zugegeben werden müssen, so überwiegt dennoch der erfreuliche Eindruck seines Bildes bei weitem. Dadurch, daß wir seine Fehler offen aufdecken, wird seine Gestalt lebenswahrer und tritt uns persönlicher gegenüber, als in den meisten bisherigen Schilderungen, wo er meist nur als der „fromme Mann" geschildert wurde. Aber ein Zug ist es besonders noch, der uns sein Bild menschlich näher bringt, und das ist die lebensfrohe, heitere Stimmung, die den Grundzug seines Wesens ausmacht. Er war mit einem bescheidenen Leben still zufrieden, selbst wenn es manchmal recht ärmlich zuging:

Ich bitte keinen Uberfluß /
Nur was ich nöthig haben muß.
(Andächt. Herz. S. 38.[1])

Und kommt mirs nicht mit Scheffeln ein,
Es wird auch gnung im Löffel seyn.
(Liederfl. 84, 8).

Drum ruft er aus:

Angst und Sorgen will ich mir
Stets aus dem Gemüthe schlagen.
(Freudenöl 28, 3.)

Und dazu besaß er ein fröhliches Herz und konnte singen:

MEin GOtt, dir ist es nicht zuwider,
Wenn unser Hertze frölich ist,
Und unser Mund durch Freudē-Lieder
Sich manche Traurigkeit versüßt.
(Klage 15, 1.)

So brachte er es fertig, selbst in gedrückten Verhältnissen seinen frohen Mut zu erhalten, ja er konnte sogar herzhaft lachen und andere lachen machen; und noch mehr, der sonst so ernste Kirchenliederdichter hat sogar humoristisches geschrieben. Vor mir liegt ein Büchlein aus der Breslauer Stadtbibliothek: „Die Wundervolle Schnee-Koppe oder Beschreibung des Schlesischen Riesen-Gebirges . . . zusammengetragen von einem Bekannten Schlesier", Leipzig 1736. Hier hat ein „Bekannter Schlesier" mehrere

[1]) Für die vollen Titel der Bücher Schmolcks vergl. die Bibliographie.

Berichte über Besteigungen der Schneekoppe gesammelt. Der zweite und dritte Reisebericht hat die Überschrift Johann Climmbecks Nachricht von seiner ersten (resp. anderen) Reise nach der Schneekoppe; von diesen beiden Berichten erwähnt der Verfasser in der Vorrede, daß sie ihm ein guter Freund habe zukommen lassen, den „ich so gut kenne, als mich selbsten". Am Ende des zweiten Berichtes erwähnt er ein kleines Gedicht, das er in das Fremdenbuch in Tanels Baude eingetragen habe:

„Unter Hagel, Sturm und Blitz
Stiegen wir vom Riesen-Sitz,
Theils geritten, theils gegangen,
Theils getragen auf den Stangen,
Durch und durch an Kleidern naß, 2c.

Das übrige habe ich vergessen, wer es will wissen, der kan in diesem Buch nachschlagen, in welchem er auch unsere eigentlichen Namen finden wird". Und wenn man nun im angegebenen Fremdenbuch[1]) dies Gedicht aufsucht, findet man als Unterschrift „B. Schmolcky K. G. P.". Aber man braucht sich nicht einmal diese Mühe zu machen. Man sehe sich nur einmal den Namen Johann Climmbecks recht genau an und stellte die Buchstaben dieses Anagramms um, so erscheint Benjamin Schmolck. In diesem Buch erzählt der ehrwürdige Mann mit einer innig freudigen Laune von seinen beiden Reisen, die er einmal als Schüler 1690, das anderemal als junger Pastor 1702 unternommen hat. Es ist eine Freude, hier den sonst so frommen Liederdichter als frischen, fröhlichen Menschen vor sich zu sehen. Nur eine kleine Probe des bisher fast gänzlich unbekannten Büchelchens sei angeführt.[2])

Auf der ersten Reise, die Schmolck mit zwei Freunden, dem Bader und Erfurter, unternimmt, übernachten sie in der Tanla-Baude auf einem Lager von frischem Heu. Nachdem er von einem Abenteuer mit einer aus dem Heu kriechenden Otter erzählt hat, fährt er fort (S. 31): „Etwan über eine Stunde äffete uns ein neues Abentheuer, welches uns abermahl aus der Ruhe brachte. Der Pudel, welchen wir von Schmiedeberg mitgenommen,

[1]) In Druck erschienen: Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das Weltberuffene Schlesische Riesen-Gebirge, Hirschberg 1736. S. 15.

[2]) Zuerst entdeckt von Ad. Hoffmann: Wanderer im Riesengebirge. 1901, 21. Jhrgg.; Bd. 9, N . 9.

hatte unter Wegens wegen der grossen Hitze so viel Wasser in sich gesoffen, hernach eine gantze Schüssel voller Milch ausgefressen, welches nicht mehr in seinem Bauche Raum hatte, daher er genöthiget wurde die Thüre zu suchen, und denselbigen auszuleeren. Er hatte aber durch sein stetes Kratzen und Anlauffen die Thüre so weit auffgesprengt, daß sie angelweit offen blieben. Nun war die Stube und der Vieh-Stall unter einem Dache, und nur wenige Schritte unterschieden, auch mit keiner absonderlichen Thüre verwahrt. Der Bock, der mit seinen Ziegen, nebst dem andern Vieh daselbst eingestallet war, hatte durch die offene Thüre den lieblichen Geruch von dem frischen Heu empfunden, und sich gelüsten lassen, in die Stube zu kommen. Er satzte aber seine Knochen so harte auf den Boden nieder, daß er uns bald aus der Ruhe brachte. Da nun einer von uns fragte, was da wäre, stund er wiederum ein wenig stille, als wir hernach auch wieder schwiegen, iedoch allerseits wachten, wagte er sich etwas näher, und kostete wohl gar von unserer Heu-Streue. Da zogen wir die Beine ziemlich in die Höhe, weil wir noch nicht wusten, was es wäre, ungeachtet wir aus dem unlieblichen Geruche es gar wohl hätten erkennen sollen. Der Bock, der vielleicht spürete, daß auf dem Tische noch etwas besseres wäre, nemlich die Uberbleibe von dem gestern genossenen Zweyback, bekam auch einen Appetit darzu, und nahete sich dem Tische, stieg mit den Vörder-Füssen auf denselbigen, und ließ ihm, was vorhanden war, wohl schmecken. Weil nun ein wenig Monden Licht durch das eine Fenster, das zunächst am Tische war, in die Stube hinein fiel, so erschracken wir heftig, als wir ein solches gehörntes Thier in Menschen-Länge an dem Tische lehnen sahen, und dachten alle nicht anders, es müste der ehmals beschriene Berg-Geist Rübezahl seyn. Hatten wir vormals geschrien, so schrien wir itzo noch mehr nach dem Wirthe, und baten ihn unverzüglich um ein Licht. Indessen er aber dasselbige anleuchtete, kam unser Pudel wieder in die Stube, und da er einen solchen ungebetenen Gast fand, jagte er ihn über Tisch und Bäncke, ja gar über uns selber hinweg, indem wir noch auf der Streu lagen, daß uns die Haare zu Berge stunden. Es schrie auch das Hirten-Mägdgen, welches auf dem Back-Ofen die Lagerstatt hatte, als wenn sie gespiesset wäre. Man bauet aber in dem Gebirge die Back-

Oefen also, daß sie von aussen in die Stube gehen, auf derer Rücken gemeiniglich eine Bettstätte ist. Endlich erschien der Wirth mit dem begehrten Lichte, weil aber der Pudel etwas vor seine Kammer-Thüre geleget hatte, so glitte er bey dem ersten Schritte, und löschete das kaum angebrennte Licht wiederum aus. Wir dachten, es wäre solches ein Kunst-Stück von dem Rübezahl, damit er uns desto mehr ängsten möchte. Doch da der Wirt zum andern mal wieder kam, und nebst dem Lichte einen brennenden Span mit sich brachte, so entdecketen wir nun gar leichte, was vor ein Gespenst uns solches Schrecken verursachet. Der Hund stund auf dem Tisch, und der Bock vor ihm auf dem Back-Ofen. Beyde bissen und stiessen gegen einander, bis wir endlich den Hund hinweg gerissen, und der Wirth den Bock in seine Stallung führte. Da ward aus dem Schrecken ein Gelächter und ieder kehrte wieder zu seinem Lager".

Auch sonst bietet das Buch eine Fülle von Einzelheiten, die uns den Charakter des Dichters recht menschlich nahebringen. Da erzählt er, wie er seine Reisebegleitung zu fürchten macht, indem er sich als Rübezahl stellt, oder er zeigt stolz, daß er ein Kind des aufgeklärteren 18. Jahrhunderts ist, indem er die verschiedenen Sagen, die die Gebirgsbewohner erzählen, spöttisch betrachtet oder ihre Entstehung auf natürliche Weise zu erklären sucht. Andererseits ist er aber selbst noch nicht ohne abergläubische Furcht: Als sie von einem Gewitter überrascht werden, fassen sie es als eine Strafe Gottes auf „und hier sungen wir fast alle Lieder die wir nur wußten, lagen auf unsern Knieen und baten GOtt mit ängstlichem Flehen, er wolle doch mitten im Zorne gnädig sein." Bezeichnend ist auch, daß sein Naturgefühl noch nicht soweit entwickelt ist, daß bei ihm eine reine Freude an der Herrlichkeit der Natur aufkommen kann. Dort, wo heute der Wanderer wonnetrunken seinen Blick in weite Fernen und Tiefen schweifen läßt, sieht er nur die „abscheulichsten Abgründe und Tieffen", und die auf der zweiten Reise mitwandernden Damen fangen gar an, kläglich zu zittern und zu weinen.

Dies Buch voll jugendlichen Humors ist von Schmolck erst im Alter geschrieben, denn er erzählt darin, daß seine damaligen Reisebegleiter ihm längst aus dem Auge entschwunden oder gestorben seien, daß er es aber erst 1736, also ein Jahr von seinem Tode,

wo er schon lange schwer leidend war, verfaßt hat, ist unwahrscheinlich. Immerhin ist es interessant, daß der Dichter, der im Alter fast nur noch Leichencarmina schrieb, daneben noch ein so lebensfrohes Buch herausgeben konnte. Wahrscheinlich ist er angeregt worden durch die in Deutschland seit der Erscheinung des Robinson (1720) mächtig emporwachsende Reise- und Abenteuerliteratur. Übrigens scheint weder damals noch später jemand den Autor des Buches erraten zu haben, wenigstens findet sich in keinem der bisherigen Berichte über Schmolck eine dahinzielende Andeutung.

So ist das Gesamtbild, das wir von Schmolcks Persönlichkeit bekommen, das eines treuen gläubigen Geistlichen, und zugleich eines lebensfrohen Menschen. Er war also keineswegs nur der unter schlimmen Verfolgungen leidende christliche Dulder, wie ihn die bisherigen Biographen zumeist geschildert haben, sondern er war ein Mensch mit Fleisch und Blut; er besaß christliche Milde und eine große Freundlichkeit, war auch nicht ohne mancherlei Schwächen, und erhielt sich bis ins hohe Alter hinauf trotz schwieriger äußerer Verhältnisse seine frohe Stimmung und sein festes Gottvertrauen.

Lieder.

Schmolcks dichterische Hinterlassenschaft besteht nur — abgesehen von der kleinen Reisebeschreibung — aus religiösen Schriften: Liedern, Gebeten und Predigten. Und unter diesen haben seine Lieder die größte Bedeutung. Daß Schmolck nur Religiöses schrieb, beweist, wie stark sein Interesse durch die Religion beherrscht wurde, und wie stark Religiöses im Mittelpunkt seines Denkens stand. Betrachten wir also zunächst die religiösen Anschauungen, die seinen Liedern zu Grunde liegen, und die religiösen Themata, die er am liebsten behandelt.

Den Grundzug der Schmolckschen Frömmigkeit bildet sein fester und unerschütterlicher Glaube:

So bist und bleibst du nun mein GOTT,
Dran hab ich keinen Zweifel. (Harfe S. 34.)

Nichts kann ihn von diesem Glauben loslösen:

Ich sag es aller Welt zum Spott,
Und auch zu Trotz dem Teuffel:
Mein GOTT ist mein,
Und ich bin sein.
Nichts soll mir diesen Glauben
Aus meinem Hertzen rauben. (Harfe S. 34.)

Selbst wenn die furchtbarsten Stürme auf ihn einstürmten, würde er nicht wankend werden:

Laß Berge weichen, Hügel fallen,
Laß alles hier zu Scheitern gehn.
Des Meeres-Wellen mögen wallen,
Und alle Tieffen offen stehn.
Mein Fels, mein GOtt, steht dennoch fest,
Der meinen Muth nicht sincken läßt. (Mara 13, 2.)

Dies felsenfeste Gottvertrauen ist der unerschütterliche Grundpfeiler der Religion unseres Dichters. Schmolck bietet ein wundervolles Bild einer völlig geschlossenen, sicheren, christlichen Persönlichkeit, die mit voller Ruhe und Sicherheit ihres Glaubens so gewiß ist, daß auch nicht die kleinste Regung eines Zweifels Raum hat. Aber diese Ruhe ist nicht ein untätiges Stillesein, nein, sie ist stets zum Kampfe gerüstet. Und es ist völliger Ernst, wenn der Dichter singt: „Laß alles hier zu Scheitern gehn". Das ist keine Phrase, die ein in friedlicher Behaglichkeit fern vom Kampf stehender sagt, sondern das ist ernste Wahrheit. Hat doch Schmolck selbst noch die letzten Phasen des jahrhundertelangen Ringens um den Glauben miterlebt, zitterten doch in seiner Gemeinde noch die Stürme dieses schweren Kampfes nach: dieser Glaube hielt wirklich in den schwersten Nöten und Verfolgungen stand. Geistlicher und Gemeinde sind hier in gleicher Weise ihres felsenfesten Glaubens sicher und bereit, ihn mit Hingabe alles Irdischen zu verteidigen. Nie wieder hat es seitdem Zeiten gegeben, wo dieser Glaube und diese Einmütigkeit herrschten, wie in dieser Zeit der lutherischen Orthodoxie.

Aber zugleich liegt doch nach einer andern Richtung hin eine gewisse Beschränkung darin. Der Glaube war wohl sicheres Gut der ganzen Gemeinde, aber dabei war die Persönlichkeit des einzelnen ziemlich weit zurückgedrängt. Die Frömmigkeit ist wohl allgemein und fest, aber ihr fehlen die individuellen Züge. Singt

Schmolck von Gott oder von christlichen Erbauungen, so sind es stets die konventionellen, durch die Dogmatik gegebenen Begriffe; nur selten findet sich ein Zeichen von eigener innerer Verarbeitung oder Weiterbildung der Anschauungen. Dies zeigt sich vor allem, wenn man das nähere Verhältnis des Dichters zur Person Gottes betrachtet. Die Stellung zu Gott-Vater ist nie eine rein persönliche. Gott ist immer ein gegebener, „von Jugend auf" überlieferter Begriff, über den nicht mehr nachgedacht wird; und meist verdeutlichen unpersönliche Begriffe und Abstracta das Wesen dieses Gottes. Selten empfindet Schmolck das Verhältnis als Vaterschaft; und dann ist es meist nicht ein kindlich vertrauendes Aufblicken, sondern ein furchtsames Beugen eines ungeratenen Kindes vor einem strengen Vater, wobei meist der Gedanke der Strafe in den Vordergrund tritt:

Mein Vater, hast du deine Rutte
Nun endlich wieder hingelegt. (Klage 86, 1.)

Oder noch stärker anthropomorphisiert:

GOTT schläget wol mit seiner Lincken /
Doch mit der Rechten hertzet Er. (Liederfl. 91, 4.)

Gelegentlich kommt im Gegensatz dazu wieder der alttestamentliche Gottesbegriff des rächenden Zebaoth zum Vorschein:

HErr aller Herren,
Wie groß bist du?
Die Feinde mögen toben,
Du siehest nur von oben
Mit lauter lachen zu.
Wenn kurtze Zeit verlauffen,
So liegen sie bey Hauffen. (Freudenöl 32.)

Weit persönlicher ist im Gegensatz hierzu das Verhältnis zu Jesu. Jesus ist ihm nicht der starre begriffliche Gott sondern der persönliche Heiland, der als Mensch durch dieses Leben gegangen ist. Und hier sehen wir eher, daß es dem Dichter warm ums Herz wird. Durch die Bibel ist ihm Jesus als Mensch nahe gebracht worden, und so geben ihm gerade die Erzählungen des Neuen Testamentes immer und immer wieder Gelegenheit, von Christi Liebe zu singen. So sind z. B. alle 89 Lieder des „Lustigen Sabbath" Jesus-Lieder, die im Anschluß an die sonntäglichen Evangelien von Jesu Wirken berichten. Jubelnd begrüßt er ihn in der Adventszeit mit dem so bekannt gewordenen Liede:

HOsianna! Davids Sohn
Kömmt in Zion eingezogen.
Ach bereitet Ihm den Thron /
Setzt Ihm tausend Ehren-Bogen.
Streuet Palmen / machet Bahn /
Daß Er Einzug halten kan. (Sabbath 2, 1.)

Er begleitet ihn bei allen seinen Taten auf der Erde bis ans Kreuz, um dort anzustimmen:

SEele / geh auf Golgatha /
Setz dich unter JESUS Creutze.
(And. Herz S. 227.)

um aber dann wieder bei der Auferstehung zu jubeln:

MEin JESUS lebt! was sol ich sterben?
Hier steht mein Haupt und triumphirt. (Liederfl. 49, 1.)

Und dies Verhältnis ist so innig, daß der Dichter ihn als seinen „besten Freund" bezeichnet, wie dies in dem noch heute viel gesungenen Liede „DEr beste Freund ist in dem Himel" zum Ausdruck kommt:

Mein Freund / der mir sein Hertze giebet;
Mein Freund / der mein / und ich bin sein.
Mein Freund / der mich beständig liebet;
Mein Freund / bis in das Grab hinein.
Ach hab ichs nun nicht recht gemeynt:
Mein JEsus ist der beste Freund. (Liederfl. 66, 5.)

Ja, dieses Verhältnis wird noch enger; in vielen Liedern bezeichnet er Jesum in Anlehnung an das Hohe Lied, die Mystik des Mittelalters und nach geläufigen Vorstellungen des siebzehnten Jahrhunderts als den Bräutigam und Geliebten der Seele. Mit sehnlichem Verlangen ruft er aus:

Wo ist JESUS / meine Liebe?
Wo ist denn mein Bräutigam? (Liederfl. 64, 1.)

um dann beim Nahen des Geliebten freudig zu jubeln:

Wie lieblich schmecken seine Küsse,
Die er auf meine Lippen drückt! (Mara 34, 6.)

Ist hier dies Verhältnis sehr eng, so ist seine Stellung zur dritten Person der Trinität entsprechend der durch das Dogma gegebenen Anschauung ganz unpersönlich, nur einmal ist es ihm gelungen, den heiligen Geist mit begeisterten Worten zu preisen, in dem Pfingstliede:

SChmückt das Fest mit Mayen /
Lasset Blumen streuen /
Zündet Opffer an /
Denn der Geist der Gnaden
Hat sich eingeladen /
Machet ihm die Bahn / (And. Herz 246.)

Das Sündenbewußtsein Schmolcks ist tief und ernst. Ergreifend klingen Bußtöne wie:

Freund / wer hat dich so geschlagen?
Ach / meine Sünde hats gethan.
Was sind das vor Jammer-Plagen?
Ach mein Gewissen klagt mich an.
Ich habs verschuldet /
Du hasts erduldet;
Ach Leid!
Dir hab ich die Pein bereit. (Liedersl. 45, 2).

Unzählig sind die Stellen, an denen der Dichter von seiner Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit redet. In den Gebeten, besonders in den Morgen- und Abendandachten nehmen diese Sündenbetrachtungen oft den größten Teil ein und sind meist von ergreifender Tiefe. Aber oft auch erscheint dieses fortwährende Hervorheben der Sündhaftigkeit nicht ganz aus vollem Herzen zu kommen. Nicht etwa, daß Schmolck unehrlich gewesen wäre, nein es war eine Übernahme aus der Geflogenheit der damaligen Orthodoxie:

Du bist gerecht / wir lauter Sünder /
Wie wollen wir vor dir bestehn?
Wir sind die ungerathnen Kinder /
Die nur auf Höllen-Wegen gehn.
Kein Wunder / wenn uns Pest und Schwerdt /
Und Hunger längsten auffgezehrt. (Sabb. S. 272).

oder:

Ich bin der gröste Sünder /
Denn meine Missethat stinckt deinen Himmel an.
Und ich gehöre nicht mehr unter deine Kinder /
Die Hölle hat bereits den Rachen aufgethan . . .
Die Sonne will nicht mehr zu meiner Bosheit scheinen /
Ich seh die Engel schon vor meinen Lastern fliehn.
Wie viel, wie groß, wie schwer sind meine Missethaten
Mehr / als der Sand am Meer / als Tropffen in der See . .
Ich habe GOttes Bild mit Laster-Koth beflecket,
Der Tauff-Bund ist verletzt / ich bin in Sünden todt.
Ich habe Sodoms Frucht und Satans Kost geschmecket.
(And. Hertz 139/140).

Gewiß ist dies ein tiefer sittlicher Ernst, aber es ist auch ein gut Teil anerzogenes Sündengefühl dabei; denn unter „Laster-Koth" und „Sodoms Frucht" kann man sich nicht viel Persönliches denken. Die damalige Dogmatik bewegte sich vor allem in den Gedankengängen, daß die Kraft des Menschen seit Adams Fall und durch eigene Sünde so geschwächt sei, daß niemand das Gesetz mehr erfüllen könne.[1]) Wenn dann hierdurch die sogenannte contritio beim Menschen entstanden war, dann erst erschien die Gnade der Erlösung des Herrn im richtigen Lichte. Dieser Gedanke der Sündhaftigkeit des Menschen wurde damals so stark hervorgehoben, daß oft das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht wurde, nämlich statt sittlicher Anspornung eine „gewohnheitsmäßige Ergebung in die Unüberwindlichkeit der Sünde".

Diese Zerknirschung entstand auch nicht im Allerinnersten des Einzelnen, sondern in der ganzen Gemeinde. Deshalb zählt Schmolck auch immer nur dieselben Sünden der Reihe nach auf; es sind dies nicht die individuellen Empfindungen des einzelnen, sondern die typischen der ganzen Gemeinde. Auch bei dem Erlösungsgedanken tritt der unpersönliche Charakter hervor. Man vergegenwärtigte sich nicht die persönliche Tat des Erlösers, sondern faßte die Erlösung als eine Art äußere Bezahlung der eigenen Schuld durch einen anderen auf:

Sind meiner Sünden viel / so lege du dargegen
Die Tropffen / die dein Sohn vor mich vergossen hat.
(And. Hertz 144).

Und nun jauchzt freudig die befreite Seele auf:

WO bin ich? in der Welt? Wie? oder in dem Himmel?
Ich bin gantz außer mir / weil JEsus in mir ist
(And. Hertz 172).

Der Übergang von der sich anklagenden Reuestimmung in das Gefühl der Freiheit von Sünde geht zumeist schnell vor sich. Dies erklärt sich daraus, daß, wie erwähnt, das Sündenbewußtsein nicht eigentlich im innersten des einzelnen, sondern bei der Gemeinde als solcher geweckt war, so kann auch die Befreiung durch den allgemeinen Hinweis auf den Heiland erfolgen, ohne daß der einzelne

[1]) Vergl. Kattenbusch: Protestantismus; in Haucks Realencyklopädie, XVI³, 135 ff.

die Phasen des Umschwunges vom Sünden- zum Gnadenbewußtsein durchzuerleben braucht. Und diese Veräußerlichung des Erlösungsbegriffes zeigt sich auch darin, daß man die ganze Wirkung des Erlösens nicht auf die Person Christi, sondern auf sein Blut überträgt:

Lösch aus mit JEsu Blut
Die Handschrift meiner Sünden / (Klage 88, 6).

Dies ist offensichtlich eine Veräußerlichung dessen, was Luther persönlich im Innersten erlebt hatte. Aber diese Veräußerlichung war schon vor Schmolck da, wohl schon veranlaßt durch Melanchthon, der das, was Luther nur mit fließenden Grenzen sah, für die Allgemeinheit in Worte und Formeln fassen mußte, die doch stets nur Gefäße, nicht Inhalt selbst sind. Und zu welchen bedenklichen Konsequenzen dies führen konnte, zeigt sich bei Schmolck ganz deutlich. Dadurch, daß man sich einerseits gewohnheitsmäßig in dies Sündengefühl ergab, und anderseits die Rechtfertigung aus Gnaden als „durch einen anderen" auffaßte, entstand jener Mangel an sittlichen Impulsen, der bis zu einer gefährlichen Sicherheit und Tatenlosigkeit führen konnte, wie der folgende bedenkliche Vers zeigt:

Mein Hertze, laß dir nun genügen,
Ob du gleich manchen Mangel hast.
In Christo wirst du alles kriegen /
Wenn ihn dein Glaube nur umfast.
Bringst du den Sohn vor GOttes Thron,
Du trägst, was du begehrst. davon. (Kleider 7, 7).

Es läßt sich wohl kaum ein größerer Gegensatz zwischen dieser satten Genügsamkeit denken, als wenn man diese Worte mit dem aus gequältem Herzen gestammelten Liede eines Luther „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" vergleicht.

Im Zusammenhang mit dieser Veräußerlichung des Sündenbegriffes steht dann das Bestreben, die Sündhaftigkeit statt im eigenen Innern, in der Umgebung zu suchen; und diese Schilderung der Sünde der umgebenden Welt ist ein bei Schmolck sehr beliebtes Thema:

Komm, führe mich aus Babel,
So heiß ich längst die Welt,
Wo man dein Wort für Fabel,
Dein Werck für Tand nur hält.

Hier wachsen Sodoms Früchte
Auf die nur Schwefel treufft,
Wenn Boßheit dein Gerichte
In vollen Schaalen häufft. (Freudenöl 24, 5.)

Auf Menschen ist kein Verlaß:

Die Menschen sind wie eine Wiege:
Mein JESUS stehet Felsen-fest. (Liederfl. 66, 2).

Mit kühner Offenheit kehrt der Dichter der Welt den Rücken:

WElt / wir seyn vorlängst geschieden;
Du verspottest mich / ich dich.
Ey so laß mich denn mit Frieden!
Denn mein Weg geht über sich;
Deine wird die Hölle seyn /
Und der Himmel bleibet mein. (Schmuck 127, 1.)

Diese Verachtung der Welt ist aber ferner auch damit begründet, daß sich der Dichter im Besitze eines höheren Gutes weiß:

Laß der Welt die eitle Lust /
Die in Heulen sich verkehret.
Wer das Hertz in seiner Brust
GOTT allein zur Lust gewehret /
Dieser trifft in allem an /
Was das Hertze wünschen kan. (Liederfl. 78, 2).

Und dieser Gegensatz der Wertlosigkeit des Irdischen, des „Jammertals" zur Herrlichkeit des Jenseits, des „Freudensaals", der ja im Christentum, wie in jeder Religion im Mittelpunkte des Interesses steht, ist ein ganz besonders bevorzugtes Thema Schmolcks. Fast in jedem Liede kehrt immer wieder dieser Gedanke zurück und klingt in unzähligen Varianten an. Schon die Büchertitel lassen diesen Gegensatz oft erkennen: „Schmuck und Asche", „Klage und Reigen", „Rosen nach den Dornen" u. a. Und Schmolcks Gedanken konzentrieren sich oft so einseitig auf diese Gegenüberstellung, daß die Folge davon schließlich eine Übertreibung dieses Gegensatzes ist und in Mißachtung der Welt ausartet.

Es ist doch um dieses Leben
Nur ein jämmerliches Thun.
Und die Noth, die uns umgeben,
Läßet uns gar selten ruhn.
Von dem Abend bis zum Morgen
Kämpffen wir mit lauter Sorgen.
Und die überhäuffte Noth
Heißet unser täglichs Brodt. (Mara 88, 2.)

In dieser Geringschätzung der Welt geht Schmolck so weit, daß er keine eigentliche Aufgabe für sich auf der Erde findet. Es fehlt jede sittliche Bewertung, nirgends blickt in seinen Liedern eine positive sittliche Freude an der Welt hindurch. Am auffälligsten wird dies in den Morgen- und Abendliedern. Hier, wo doch Gelegenheit geboten wäre, Gedanken von froher Arbeit und treuer Pflichterfüllung vorzutragen, da finden sich meist nur reumütige Bitten um Bewahrung vor Sünden. Der Grundton der ganzen Schmolckschen religiösen Anschauung ist ein resigniertes Verzichten auf alle Freuden. Das frohe Gottvertrauen, der fröhliche Naturgenuß, wie er aus P. Gerhardts Liedern hervorstrahlt, findet sich bei Schmolck nirgends. Auch die Wissenschaft hat keinen Wert:

Was hilfft viel wissen / ohn Gewissen?
Gelehrte sind offt sehr verkehrt / . . .
Drum lern / o Seele / weise werden /
Nimm Klugheit der Gerechten an /
Verwirff das Wissen dieser Erden /
Das nicht vor GOTT bestehen kan.
(Liederfl. 86, 2, 6.)

Ja bis zu asketischer Verneinung des eigenen Lebens schreitet er bisweilen vor. Fast bedauert er, daß er überhaupt aus Fleisch und Blut besteht:

MEin GOtt, es hat mir Fleisch und Blut
Auch die Natur gegeben,
Doch das ist leider! nicht mehr gut,
Nur voller Widerstreben. (Klage 13, 1).

Dieser weltverneinende Zug ist sicher ein Widerspruch gegen Schmolcks sonstige Lebensanschauungen, die, wie wir sahen, in Wirklichkeit recht wohl eine reine Lebensfreude zuließen und sich bis ins Alter heiter erhielten. Dieser Widerspruch läßt sich erklären, wenn wir das Wesen seiner Frömmigkeit überhaupt zu verstehen suchen. Ihm sind die christlichen Ideen von Jugend an anerzogen, er hat sie bedingungslos übernommen, und auch alle dogmatischen Begriffe als feste Münze empfangen und weitergegeben. In weitaus den meisten Fällen haben sich diese dogmatisch-christlichen Gedanken mit seinen eigenen Anschauungen zu einem harmonischen Ganzen verbunden, aber doch nicht überall. An einzelnen Stellen hat er Begriffe übernommen, die nicht mit seinem Ich völlig vereinbar sind. Aber

die Autorität und die Traditionen sind so stark in ihrer Wirkung, daß er sich gar nicht bewußt wird, seinen persönlichen Anschauungen zu widersprechen.

Und doch wieder hängt auch hier in gewissen Beziehungen das Persönliche mit dem Dogmatischen an vielen Punkten eng zusammen. Denn Schmolck bleibt nicht dabei stehen, über die Not und das Elend dieses Jammertals nur zu klagen, vielmehr sucht er sich auch darüber zu trösten; noch mehr, er bemüht sich sogar, das gute, das in diesen beiden enthalten ist, hervorzukehren und kommt schließlich zu dem christlichen Satze, daß die Übel dieser Welt für einen Christen notwendig und heilsam sind. Wenn selbst Christus gelitten hatte, sollten die Christen ihm nicht auch hierin gleich zu kommen suchen?

WAs lauff ich denn vor meinem Creutze?
Ich muß ja leiden als ein Christ,
Sonst werd ich nicht ein reiner Weitze,
Der von der Spreu gesaubert ist.
Es ist mir Trübsaal, Creutz und Noth
So nöthig als mein täglich Brod. (Kleider 10, 1.)

denn:

Hätten wir kein Creutz zutragen,
O wie selten würden wir
Nach dem Worte Gottes fragen! (Kleider 61, 2.)

Und diesem Gedanken geht er mit großem Interesse nach und sucht Parallelen hierzu aus dem täglichen Leben:

Regen machet gute Saaten /
Und der Donner Fruchtbarkeit:
Soll ein Christe wohl gerathen /
Pflanzt ihn GOtt in Creutz und Leid.
Manches Korn-Feld ist verdorben /
Durch die allzudicke Saat;
So ist mancher Christ erstorben /
Der zu viel an Glücke hat. (Schmuck 38, 7.)

In dem Liede „JE gröſſer Creutz / je näher Himmel / " spitzt er den Gedanken sogar aufs äußerste zu, wenn er sagt:

Wer ohne Creutz / ist ohne GOtt.
Bey dem verlarvten Welt-Getümmel
Vergißt man Hölle / Fluch und Tod.
O seelig ist der Mensch geschätzt /
Den GOtt in Creutz und Trübsal setzt.
(And. Herz 273.)

Sieht er hier das Elend dieser Welt nur als Vorbereitung für das Jenseits an, so kann er sich auch vor dem Tod nicht fürchten:

Allein! was solt ich mich
Vor meinem Tode scheuen?
Ein rechter Christ muß sich
Auf seinen Abschied freuen.
Er stirbet nur der Welt
Und geht ins Himmels-Zelt. (Kleider 16, 3.)

Immer soll der Mensch den Tod vor Augen haben:

Hilff, daß ich iedern Seiger-Schlag
An meinen Abschied dencken mag. (Freudenöl 9, 4.)

oder:

Es kan vor Abends anders werden,
Als es am Morgen mit mir war.
Den einen Fuß hab ich auf Erden,
Den andern auf der Todten-Bahr.
Ein kleiner Schritt ist nur dahin,
Wo ich der Würmer Speise bin. (Freudenöl 11, 5.)

oder:

Heute roth und morgen tod.
Unser Leben eilt auf Flügeln. (Schmuck 124, 2.)

Das Problem des Todes beschäftigt ihn sehr oft, und es gehören die Sterbelieder mit zu dem ergreifendsten, was Schmolck gedichtet hat. Hier sieht man, wie eigenstes Erleben mit den christlichen Gedanken aufs engste verbunden ist. Die Vorbereitung auf den Tod, „die Sterbekunst", ist die ernsteste Mahnung, die er aus eigenem Empfinden immer wieder ans Herz legt:

So lang ich lebe, leb ich dir,
Sterb ich, dir will ich sterben,
Und tritt der Tod vor meine Thür,
So laß mich nicht verderben.
Auf Christi Blut
Sterb ich gantz gut
In seine treuen Hände
Befehl ich mich am ENDE. (Freudenöl 85, 7.)

Über das Schlimme des Todes hinweg eilen seine Gedanken schon voran in die Seligkeit:

Laß mich heut und allezeit
Heilig / Heilig / Heilig singen /
Und mich in die Ewigkeit
Mit des Geistes Flügeln schwingen /
Gieb mir einen Vorschmack ein /
Wie es wird im Himmel seyn. (And. Hertz 20.)

Mit rührender Freude malt er sich das Jenseits aus:

Wie schöne werden wir
Im Himmel musiciren /
Da wird man dort für dir
Der Engel Stimme führen. (And. Hertz 261.)

und in überschwänglichen Worten schildert er seine Sehnsucht dahin:

Ach wer solte sich nicht sehnen
Bald in Zion dort zu stehn,
Und aus diesem Thal der Thränen
In den Freuden-Ort zu gehn.
Wo das Creutze sich in Palmen,
Unser Klage-Lied in Psalmen,
Unsre Last in Lust verkehrt
Und das Jauchzen ewig wehrt. (Mara 88, 1.)

So zeigt sich, wenn wir das Ganze noch einmal überblicken, daß die Schmolckschen Anschauungen sich bestimmt im Rahmen des orthodoxen Lehrsystems halten. In weitaus den meisten Fällen haben sich dogmatische Begriffe mit eigenen Lebensanschauungen zu einem organischen Ganzen verbunden, aber in Einzelheiten zeigt sich doch, daß manche Begriffe erstarrt sind, oder in eine Art Gegensatz zur Persönlichkeit des Dichters treten. Schmolck bietet so ein Bild einer in seinem Gott fest ruhenden Persönlichkeit, der im gesicherten Besitz des Glaubens zwar die nach vorwärts drängende Kraft fehlt, die aber mit warmem Gefühl einen kostbaren Besitz behauptet und weitergibt.

Schmolck dichtete im Ganzen 1180 Lieder und zwar 924 strophische Lieder und 256 Cantaten.[1]) Er zählt somit zu den fruchtbarsten Dichtern, von denen uns die Geschichte des Kirchenliedes erzählt.

Verhältnismäßig klein ist die Zahl der Lieder allgemeinen Inhalts, die aus rein künstlerischem Antriebe entstanden sind. In

[1]) Er scheint noch eine größere Zahl Lieder im Manuskript hinterlassen zu haben. In der Vorrede zur 2. Aufl. der „Rosen" 1739 schreibt der Herausgeber: „Es wäre zu wünschen, daß man den noch übrigen und in Händen der hinterlassenen Erben vorhandenen Vorrath überkäme". Vgl. auch Gesamt-Ausg. II, 1 Vorrede. Die jetzt lebenden Nachkommen Schmolcks besitzen keinen Nachlaß ihres Vorfahren, wie Herr Missionar Schmolck in Lahr mir mitteilte.

diesen äußert sich sein religiöses Empfinden am schönsten und freiesten. Es ist vor allem Lob, Dank, Versicherung des Glaubens und andächtiges Gebet, was den Hauptinhalt dieser Lieder ausmacht.

Einen größeren Raum nehmen die Gelegenheitslieder im weiteren Sinne ein. Hier sind es nicht allgemein christliche Gedanken, kommend aus einer bestimmten Stimmung des Herzens, sondern es sind mehr kirchliche Lieder, entstanden aus bestimmten Vorgängen des kirchlichen Lebens. So die Lieder für die kirchlichen Feste, für die einzelnen Sonntage des Kirchenjahres, für Beichte und Abendmahl, Casualien und Hausandachten. Sie entsprangen nicht aus rein innerlichem Drange, sondern einem mehr äußerlichen einmaligen Bedürfnis. Schmolck liebte es, die Gedanken der sonntäglichen Perikopen und seiner Predigten in einem Liede zusammenzufassen, das er wohl meist am Schluß seiner Predigten vorlas und singen ließ. Denn die damaligen Ordnungen des Gottesdienstes ließen für das Singen solcher neuen Lieder Raum frei. Es war damals in Schlesien nicht Sitte, Gesangbücher mit in die Kirche zu nehmen. Caspar Neumann, der 1703 sein Vollkommen schlesisches Gesangbuch herausgab, tadelte diese „böse unverantwortliche Gewohnheit“[1]) und suchte dafür zu wirken, daß die Gesangbücher für die Kirche benutzt würden. Die Gemeinde wußte also die meisten Lieder auswendig, zumal da für jeden Sonntag eine feste Reihe bestimmter De tempore-Lieder gebräuchlich waren. Die Zahl dieser De tempore-Lieder war aber verhältnismäßig klein und begrenzt; und wenn daher der Geistliche neue Lieder singen lassen wollte — und für diesen Zweck war das Lied nach der Predigt freigestellt —, so konnten es nur Lieder sein, die er selbst vorsprechen mußte oder vorsingen ließ. Hier hatten nun meist die Geistlichen Gelegenheit, ihre eigenen neuen Lieder bekannt zu machen und ins Volk dringen zu lassen. Und dies erklärt auch zum Teil mit, weshalb im 17. und 18. Jahrhundert eine so große Reihe neuer Lieder entstand. Als es in der Mitte des 18. Jahrhunderts dann Sitte wurde, Gesangbücher mit in die Kirche zu nehmen, war an Stelle der wenigen De tempore-Lieder, die die Gemeinde auswendig wußte, eine große Auswahl von Gesangbuchliedern vor-

[1]) Vgl. E. Neumeister in d. Allg. deutsch. Biographie. 23. Bd. S. 532.

handen, und die Geistlichen fanden keinen Anlaß mehr, eigene Lieder singen zu lassen.[1]) Dieser rein äußerliche Grund, der bisher von der Hymnologie wenig beachtet ist, ist für das Kirchenlied sehr wichtig und erklärt mit zu einem großen Teil den Aufschwung und Verfall des Kirchenliedes, wenn natürlich auch daneben innere Gründe von größtem Einfluß waren.

Von Schmolck haben wir endlich noch außerordentlich viele Gelegenheitslieder im engeren Sinne, d. h. Lieder, die aus einmaligen Anlässen entstanden. In der Hauptsache sind es Tauf-, Hochzeits- und Begräbnislieder. Die meisten sind auf Bestellung gearbeitet. Oft gehen sie so nahe auf persönliche Verhältnisse der Auftraggeber ein — zumal in den Begräbnisliedern, wo oft sogar die Krankheitsgeschichten dargelegt und die Namen der Angehörigen in die Lieder gebracht werden — daß sie für die Allgemeinheit ohne jedes Interesse sind. Leider machen diese Gelegenheitslieder die größere Masse aus und überwiegen an Zahl die höherstehenden Lieder allgemein religiösen Inhalts um ein bedeutendes, so daß der Eindruck, den man von Schmolcks Liedern bekommt, sehr stark von diesen minderwertigen Liedern beeinflußt wird, und dadurch das Gesamturteil über den Dichter ziemlich ungünstig ausfällt.

Indes für eine gerechte Beurteilung ist zu beachten, daß Schmolck den geringen Wert dieser Gelegenheitsdichtung erkannt hat und selbst eine nachsichtigere Beurteilung gerade dieser Lieder erstrebt. Wenn man die Vorreden von Schmolcks Liedersammlungen durchgeht, bemerkt man, daß er sich stets wegen dieser Lieder entschuldigt: sie seien nur um des Andenkens der darin erwähnten Personen willen aufgenommen. Er fügt sogar hinzu: „Itzo aber muß ich bey solchen Neben-Wercken öffters bekennen / daß sie mir selbsten nicht gefallen". („Kleider"). Und jedes Mal verspricht er in diesem Zusammenhange, er werde das nächste Mal Lieder allgemeinen, höheren Inhaltes bringen. Er teilt dann seine dichterischen Pläne mit, er wolle größere Cyklen von Liedern über umfassendere Stoffe dichten. Aber trotzdem enthalten die folgenden Sammlungen in den meisten Fällen nichts von diesen versprochenen Liedern, sondern an ihrer Stelle erscheinen immer wieder derartige Gelegenheits-

[1]) R. Freih. v. Liliencron, Liturgisch-musikalische Gesch. der evangel. Gottesdienste von 1523—1700. Schleswig 1893. S. 122, 134, 141.

gedichte. Im „Sabbath“ 1712 stellt Schmolck fürs nächste Mal Epistolische Lieder und sieben Mal sieben Passionsandachten in Aussicht. Das 1714 folgende „Andächtige Hertz“ bringt nichts hiervon. Endlich im „Schmuck“ 1717 erscheinen einige von den versprochenen Passionsliedern, aber statt 49 sind es im ganzen nur sieben, die sich unter den übrigen 180, meist Gelegenheitsliedern, ganz verlieren; die Epistolischen Lieder fehlen völlig, ebenso in dem folgenden „Wanderstab“ und dem „Freudenöl“ 1720. In letzterem versichert der Dichter aufs neue: „Ich wolte dir nun gerne künfftig, so der HERR will, die Epistolischen Lieder vorsingen. Ich habe schon lange darüber gestimmet. So wolte ich auch die Sieben mahl Sieben Paßions-Andachten unter dem Creutze JESU vollenden. GOTT gebe Zeit und Krafft“. Außerdem fügt er hinzu, er wolle auch Glaubens- und Lebenslieder bringen. In den beiden im selben Jahre erschienenen Sammlungen steht nichts hiervon, auch nicht in den „Kleidern“ 1723, wo immer wieder Gelegenheitsgedichte in Menge vorhanden sind. Er vertröstet aber seine Leser: „Ich werde . . . bedacht seyn, wie ich ehstens mit den Epistel-Paßions- und Tugend-Liedern erscheine / welche schon lange in der Arbeit liegen.“ 1726 treten endlich 16 neue Passionsandachten ans Licht; dann hat er den Plan der Passionsandachten geändert, und bringt 1734 im „Sela“ die ganze Passion als Erbauungsbuch. Also hat er über zwanzig Jahre gebraucht, um die Passionsandachten zum Abschluß zu bringen. Von den Epistolischen Liedern erwähnt er nichts mehr, sie sind nie an die Öffentlichkeit gelangt. Und die längst versprochenen Tugendlieder erscheinen erst 1734 in „Klage und Reigen“, aber auch nur der „halbe Teil. Die übrigen . . . bleiben bis zu einer nachfolgenden Samlung / so mir GOtt Gesundheit und Leben verleihet“. Inzwischen ereilte ihn aber 1737 der Tod, sodaß auch diese Lieder, trotzdem von ihnen seit 1720 die Rede war, nicht zum Abschluß gekommen sind.

Man sieht also, der Dichter hatte bestimmte dichterische Pläne. Er wollte größere zusammenhängende Cyklen religiöser Lieder dichten. Auf sie gedachte er alle seine Sorgfalt zu verwenden. Auch erkennt man, wie sorgfältig er zu Wege geht, wenn er sagt, sie lägen schon lange in Arbeit. Und wie viel Fleiß und Mühe er darauf verwendet, lassen die wirklich zustande gekommenen Lieder erkennen. —

Aber von diesen vielen Plänen sollte nur ein kleiner Teil verwirklicht werden. Die Hauptsache blieb unvollendet. An Stelle dessen bringen seine Sammlungen eine Unmenge von Liedern, die in aller Eile aufs Papier geworfen sind, und die „gar offte von der Feder zur Presse abgefodert" wurden (Trost- und Trauerschriften III). Entschuldigend sagt Schmolck selbst von diesen Gelegenheitsliedern, „sie sind meistens aus einer eilenden Feder geflossen, daher die Arbeit nicht eben so gerathen, wie es die Grund-Sätze einer vollkommenen Poesie erfordern. Wenn die Bäume offt gerüttelt werden, lassen sie auch unreiffe Früchte fallen" (Mara). Fast bei jeder Familienfestlichkeit wurde die Muse Schmolcks in Anspruch genommen. Dazu kamen die Bitten auswärtiger Freunde, die, wie der Dichter es nicht ohne Eitelkeit oft erwähnt, selbst aus weiter Ferne ihn um Lieder angingen. Und so verzettelten sich seine dichterischen Kräfte in minderwertigen Gelegenheitsreimereien, während er die großen Ziele aus den Augen verlor.

Das ist das Tragische an der Gestalt Schmolcks, daß er in seinem langen Leben bei einer ganz außergewöhnlich starken poetischen Fruchtbarkeit seine wahren dichterischen Pläne doch nicht verwirklichen konnte. Er lebte in Zeiten, wo die Dichtkunst als „Nebenwerk" oder Mittel zum Gelderwerb angesehen wurde. Wohl hatte er die Absicht, seine poetische Gabe zu höheren Werken anzuwenden, aber ihm fehlte die Kraft dazu. Und so ließ er sich von der allgemeinen Strömung tragen, bis schließlich die nur nebenbei „für einstweilen" gedichteten Lieder bei weitem die beabsichtigten Lieder überwiegen.

Alle diese Stoffe, die Schmolck in seinen Liedern behandelt, sind nicht neu, sondern es sind die im Rahmen der Kirchenliederdichtung üblichen. Der Dichter schließt sich hier eng an die fest gegebene Tradition an, ohne selbst Persönliches, Eigenes zu bringen. Er ist kein Neuerer, sondern ist nur Einer unter den Vielen, viel zu Vielen, die damals geistliche Lieder dichteten.

An welchem Punkte der Entwickelung, die die Kirchenliederdichtung durchgemacht hat, reiht sich nun Schmolck ein? Wenn man den Gesamtcharakter seiner Lieder betrachtet, erkennt man, daß sie ein starkes subjektives Gepräge tragen. Sie drücken die religiösen Gefühle des Einzelnen aus, zwar nicht die persönlichsten,

innersten Empfindungen des Herzens, sondern die mehr konventionellen. Es sind Andachtslieder, die der Einzelne für sich singt, wobei der Gedanke an die Zusammengehörigkeit mit der Gemeinde ganz in den Hintergrund tritt. Es ist wohl nicht reiner Zufall, daß allein 58 Lieder bei Schmolck mit einem „Ich" beginnen. Und diese Merkmale hat er gemeinsam mit der orthodoxen Dichtung des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Das Kirchenlied dieser Zeit war, wie Koch in seiner „Geschichte des Kirchenliedes" sich ausdrückt, zum „Andachtslied mit dem vorherrschenden Gepräge der Subjektivität" geworden. Ganz anders war es im Anfang der evangelischen Liederdichtung gewesen. Damals war das Kirchenlied der Ausdruck dessen gewesen, was die ganze Gemeinde fühlte und empfand, es war das „kirchliche Glaubenslied mit dem vorherrschenden Gepräge der Objektivität". Aber im Laufe des 17. Jahrhunderts traten anstelle des gemeinsamen Gefühls die persönlichen Empfindungen des Einzelnen in den Vordergrund: Das Kirchenlied wurde zum geistlichen Liede. Und so tragen auch Schmolcks Dichtungen ganz den subjektivistischen Charakter der geistlichen Lyrik des zu Ende gehenden 17. Jahrhunderts.

Aber nicht nur in diesen allgemeinen Punkten ist Schmolcks Dichtung eng mit der seiner Zeit verbunden, sondern auch im Einzelnen lassen sich zahlreiche Verbindungslinien zwischen beiden erkennen. Da fallen zunächst die bewußten Anlehnungen ins Auge. In erster Linie stehen hier die Kontrafakturen oder die sogen. „Parodien". Es war damals ein auch in der weltlichen Dichtung sehr beliebtes Verfahren, bekannte ältere Lieder unter bestimmten Gesichtspunkten umzudichten. Schmolck tat dies besonders mit Morgen- und Abendliedern, zu denen er das jedesmal entsprechende Abend- bezw. Morgenlied dichtete. In Anlehnung an das Morgenlied Paul Gerhardts: „WAch auff, mein Hertz, und singe" verfaßte er folgendes Abendlied:

Paul Gerhardt	B. Schmolck.
WAch auff, mein Hertz, und singe	SChlaff ein / mein Hertz / und singe
Dem Schöpfer aller Dinge,	Dem Schöpffer aller Dinge
Dem Gäber aller Güter,	Zuvor ein Lied von Busse /
Dem frommen Menschenhüter.	Fall Jhm betrübt zu Fusse.
	Wie sehr hast du betrübet
	Den / der dich hat geliebet /

	Den Geber aller Güter /
	Den frommen Menschen-Hüter.
Heint, als die dunckeln Schatten	Sind es nicht Sünden-Schatten
Mich gantz ümbgeben hatten,	Die dich umgeben hatten;
Hat Sathan mein begehret,	Du hast dich nicht gewehret /
GOtt aber hats gewehret.	Da Satan dein begehret.
Du wilst ein Opffer haben;	GOTT will ein Opffer haben;
Hier bring ich meine Gaaben:	Drum bringe deine Gaben /
Mein Weyrauch und mein Wieder	Dein Weyhrauch und dein Widder
Sind mein Gebät und Lieder	Sind deine Thränen-Lieder etc.
Fischer III. S. 297.[1])	Liederfl. 103.

Wie man sieht, hält sich Schmolck ganz eng an das Original. Alles, was dem neuen Sinn des Liedes nicht gerade widersprach, wurde beibehalten, und der Zusammenhang mit dem parodierten Liede in der Anfangszeile möglichst kenntlich gemacht. Allerdings die erste Zeile dieses Liedes hat dem Dichter später manchen Spott eingetragen, da wenn sie losgelöst zitiert wird: „SChlaff ein / mein Hertz / und singe" ein starker Widersinn entsteht. Übrigens nennt Schmolck nie den Dichter des Originals.[2]) Außer diesem P. Gerhardtschen Liede hat er noch mehrere Lieder in ähnlicher Weise parodiert, so das bekannte Lied von Matthäus Apelles von Löwenstein:

MEin Augen schließ ich jetzt in Gottes Namen zu,
Dieweil der müde Leib begehret seine Rhu,
Weiß aber nicht, ob ich den Morgen möcht erleben;
Es könnte mich der Tod vielleicht noch heint umbgeben.
Fischer I S. 347.

umgearbeitet in

MEin Augen schlüß ich nun in GOttes Namen auf /
Der ausgeruhte Leib befördert seinen Lauff:
Weiß aber nicht / ob ich den Abend möcht erleben /
Es könte mich vielleicht der Tod noch heut umgeben.
Liederfl. 102, 1.

Ähnlich, aber zum Teil mit weniger starken Anlehnung, parodiert er das Lied Christian Weises „Gottlob es geht mit mir zum Ende"

[1]) Vgl. für hier und das Folgende: D. A. Fischer. Das deutsche ev. Kirchenlied d. 17. Jahrh. — nach dessen Tode vollendet und herausgegeben von W. Tümpel 1904 u. f.

[2]) Vgl. auch die Parodien zu: „Nun ruhen alle Wälder" von P. Gerhardt durch Riepner und Feustel (Wetzel Gesch. d. Kirchenliedes II S. 341).

(Freudenöl 17), ferner das Lied Caspar Neumanns „Herr es ist von meinem Leben, wiederum ein Tag dahin“ (Harfe 1) und Caspar Zieglers „Die Nacht ist vor der Tür“ (Liederflammen 100).

Eine weitere Anlehnung an vorhandene Kirchenlieder gibt Schmolck deutlich zu erkennen, wenn er seine Lieder mit den Anfangsworten bekannter älterer Lieder beginnen läßt. So verwendet er fünfmal den Anfang „Was Gott tut, das ist wohl getan“ (Liederfl. 140, Schmuck 146, 164, Freudenöl 39, Klage 77) nach dem bekannten Liede Samuel Rodigasts. Dreimal beginnen Lieder nach dem Liede Christians Keymanns „Meinen Jesum laß ich nicht“ (Liederfl. 4, 39, Rosen 22). Je einmal erscheinen die Liedanfänge „Jesu, meine Zuversicht“, nach Luise Henriette Kurfürstin von Brandenburg[1]) (Mara 10), „Liebster Jesu, wir sind hier“, nach Tobias Klausnitzer (Liederfl. 115), „Abermal ein Jahr vergangen“, nach Joachim Neander (Klage 82), „Nun gottlob es ist vollbracht“, nach Hartmann Schenck (Liederfl. 116), „Ach sagt mir nichts von eitlen Schätzen“, nach Angelus Silesius (Schmuck 31), „Schmückt das Fest mit Maien“, nach Georg Schirmer (And. Hertz 246), „Schmücke dich o liebe Seele“, nach Joh. Franck (Sabbath 80), „Jesu meine Freude“, nach demselben (Schmuck 154), „Helft Gottes Güte preisen“, nach demselben (Mara 82), „Ich habe Gott und habe gnung“, nach Ludämilia Elisabeth Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt (Liederfl. 70), „Seele was betrübst du dich“, nach J. Christoph Arnschwanger (Freudenöl 40), „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, nach P. Gerhardt (Liederfl. 32) und viele andere. In allen diesen Liedern ist außer der Anfangszeile auch die Gedankenrichtung im allgemeinen durch das zu Grunde liegende Lied beeinflußt, wenn sich auch im Text selten weitere Übereinstimmungen zeigen. Ist doch auch schon meist durch die Anfangsworte die Gedankenrichtung gekennzeichnet, so z. B. die Weltverachtung in „Ach sagt mir nichts von eitlen Schätzen“.

Ferner hat Schmolck viele Lieder auf bekannte Kirchenmelodien gedichtet. Es ließe sich vermuten, daß sich durch die Melodien dieser Lieder auch eine Verwandtschaft im Inhalt herausgebildet habe. Doch scheint dies nicht der Fall zu sein, denn

[1]) Sofern das Lied ihr zuzuschreiben ist.

Schmolck benutzt hier meist solche Choräle, die keinen ausgesprochen individuellen, sondern einen allgemein typischen Charakter tragen. Die am häufigsten verwendeten Melodien sind: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", „Meinen Jesum laß ich nicht", und „Jesus meine Zuversicht". Wie wenig aber diese von Einfluß gewesen sein können, zeigt sich schon darin, daß Schmolck häufig dieselben Melodien für Lieder mit ganz konträrem Inhalt benutzt, so in gleicher Weise zu Freuden- und Trauerliedern. Charakteristische Melodien wie die zu Phil. Nicolais „Wie schön leuchtet der Morgenstern", verwendet er ganz selten, diese Melodie z. B. nur ein einziges Mal (Sabbath 88), wo die Melodie das neue Lied stark beeinflußt hat.

Aber abgesehen hiervon und von den oben erwähnten offen kenntlichen Übereinstimmungen finden sich eine große Menge unbeabsichtigter und meist wohl auch unbewußter Anlehnungen an Lieder anderer Dichter. An erster Stelle steht hier Paul Gerhardt, aus dessen Liedern sehr viel Reminiszenzen bei Schmolck wiederklingen. Man vergleiche die beiden folgenden Lieder:

Schmolck.	P. Gerhardt.
Laß auch meine Lieben Keine Noth betrüben / Unter Deinem Flügel Nihm dein Küchlein ein. Und laß mich von deinen Scharen Um und um bewahren.	Auch euch, jhr meine Lieben, Soll heinte nicht betrüben Ein Vnfall noch Gefahr . . Breit aus die Flügel beyde, O JEsu, meine Frewde, Vnd nim dein Küghlein eyn . . Stell euch die güldne Waffen Vmbs Bett und seiner Engel Schaar.
And. Hertz. 44.	Fischer III 298.

Ferner das Lied:

Schmolck.	P. Gerhardt.
Das Hertze geht in Sprüngen Und singt Halleluja Dort wird es besser klingen Ach wär ich nur schon da.	Mein hertze geht in springen Vnd kan nicht traurig seyn, Ist voller freud und singen, Sieht lauter Sonnenschein.
Wanderstab 107.	Fischer. III 389.

Oder:

Schmolck.	P. Gerhardt.
Drum hab ichs immer so gemeynt: Mein JEsus ist der beste Freund.	Die Welt ist falsch, Du bist mein Freund,

Die Menschen sind wie eine Wiege:
Mein JESUS stehet Felsen-fest.
(Liederfl. 66, 1/2)

Ders trewlich und von Hertzen meynt.
Der Menschen gunst steht nur im Mund,
Du aber liebst von Herzengrund.
Fischer III. 319.

Außerdem die fast gleichlautenden, an Bibelsprüchen anlehnenden Anfänge, „Befiehl dem HErren deine Wege" (P. Gerhardt, „Befiehl du deine Wege") und „SEy nun wieder wohl zufrieden" (P. Gerhardt, „Gib dich zufrieden und sei stille").

Auch Anklänge an seinen Landsmann Johann Heermann finden sich:

O Mensch / gedenck ans Ende /
Willst du nichts übels thun;
Der Tod bringt offt behende
Das allerletzte Nun:
Liederfl. 138, 1

O Mensch bedenke stets dein End
Fischer I 264.

ES nahet sich zum Ende,
Der Todt kömmt offt behende.
Fischer I 334

oder:

Ach wie lange soll ich wohnen /
Wo man Lieb und Frieden hasst?
Kein Erbarmen / Kein Verschonen /
Tröstet mich in dieser Last.
Und ich habe mich forthin
Müd und heischer fast geschryn.
Liederfl. 130, 4.

WJe lang hab ich, O höchster Gott,
Getragen meine Last vnd Noth!
Wie lang hab ich zu dir geschryen
Mit hochbetrübtem Muth vnd Sinn!
Fischer 1 S. 298.

Ferner ist das Lied: Liederfl. 126 eine Ausführung des Gedankens Johann Herrmanns: Fischer I 265:

„Gewiß ists, daß du sterben must:
Wann, wie vnd wo, ist vnbewust."

Schmolck baut auf diese Worte das ganze Lied auf und zwar so, daß er in der ersten Strophe sagt: „Mein GOTT / ich weiß wol / daß ich sterbe"; in der zweiten Strophe: „Mein GOTT, ich weiß nicht, wen ich sterbe"; in der dritten: „wie ich sterbe"; in der vierten: „wo ich sterbe"; und in der fünften zusammenfassend: „So gilt mirs gleich / und geht mir wol / Wenn / wo / und wie ich sterben soll."

Oder gehen beide zurück auf das Lied Barth. Ringwalds?

HErr JEsu Christ ich weiß gar wohl /
Daß ich einmahl muß sterben /
wenn aber das geschehen soll /

und wie ich werd verderben /
dem Leibe nach / das weiß ich nicht /
es steht allein in deinm Gericht /
du siehst mein letztes Ende.

(Nach der Geistl. Haus und Kirchenmusic, Jauer 1709, S. 87)

Folgende beide Lieder zeigen wörtliche Anklänge an Joh Franck:

Schmolck:	Franck (Fischer IV S. 75):
ACh, daß ich Wasser gnung in meinem Haupte hätte,	Wein, ach wein itzt umb die wette
Ach könt ein Thränen-Qvell in meinen Augen seyn! (Klage 50, 1)	Meiner beyder augen bach!
	O daß ich gnug zähren hätte,
	Zu betrauern meine schmach!
PReßt, ihr mit Angst beklemmtem Sinnen,	O das aus den thränenbrunnen
Aus meinen Augen eine Bach!	Käm ein starcker strom gerunnen!
Und lasset tausend Thränen rinnen! (Freudenöl 45, 1)	

und in Francks oben erwähntem Liede „Schmücke dich, o lieb Seele" findet sich auch das immerhin auffallende Bild:

Der da mit dem gnadenhammer
Klopfft an deine hertzenkammer. (Fischer IV, S. 87.)

Vergleiche dazu Liederfl. 84, 1:

MEin GOTT! ich klopff an deine Pforte /
Mit meinem Seufftzer-Hammer an!

Auch mit Salomo Liscow finden sich Ähnlichkeiten. So heißt es

Liederfl. 138, 1.	Fischer IV, 144.
O Mensch / gedenck ans Ende /	BEdencke, Mensch, das Ende,
Willst du nicht übels thun;	Bedencke deinen Tod:
Der Tod bringt offt behende	Der Tod kömmt oft behende.
Das allerletzte Nun.	

ferner:

Liederfl. 91, 1.	Fischer IV, 142.
ES traure / wer da trauren kan /	Es traure, wer da wil, ich wil mich
Ich mag mich nicht betrüben . . .	freuen.
Es traure gleich die gantze Welt:	
Ich wil allein mich freuen.	

Noch auffälliger ist die Verwandtschaft des Liedes „Wer weiß wi nahe mir mein Ende" von Aemilia Juliane Gräfin von Schwarz burg-Rudolstadt mit einem Schmolckschen Liede:

Freudenöl 9, 5.

Es kan vor Abends anders werden,
Als es am Morgen mit mir war,
Den einen Fuß hab ich auf Erden,
Den andern auf der Todten-Bahr.
Ein kleiner Schritt ist nur dahin
Wo ich der Würmer Speise bin.

Aemilia Juliane.

Es kan vor Nachts leicht anders werden /
als es am frühen Morgen war;
denn weil ich leb auff dieser Erden /
leb ich in steter Tods-Gefahr.
Mein GOtt ich bitt durch Christi Blut /
machs nur mit meinem Ende gut.

(Nach der „Vollständigen Kirchen- u. Haus-Music". 9. Aufl. Breslau. o.J.)

Das Lied And. Hertz 80 klingt wiederum an ein Lied eines anderen Dichters an, und zwar „Liebster Jesu wir sind hier" von Tobias Clausnitzer:

And. Hertz 80.

Schreib Du das / was wir verrichten /
In das große Seegens-Buch.
Unser Reden / Thun und Tichten
Sey vor Dir ein Wohlgeruch /

Tobias Clausnitzer.

Unser Wissen und Verstand
ist mit Finsternüß umhüllet /
wenn nicht / O GOtt / deine Hand
uns mit hellem Licht erfüllet /
Gutes mercken / Thun und Dichten /
must du selbst in uns verrichten.

(Vollst. Kirchen- und Haus-Music. 9. Aufl. Breslau. o. J.)

Eng verwandt ist auch das Lied „Je größer Creutz je näher Himmel" (And. Hertz 273) mit einem Rinkartschen (Fischer I, S. 454); in beiden wird der Gedanke, daß die Leiden der Erde eine notwendige Vorbereitung zur Seligkeit seien, an einer Reihe von Beispielen aus der Natur erläutert. Beide benutzen hierbei wiederholt dieselben Vergleichsobjekte, so das Beispiel der gepreßten Traube oder das vom Wind und Regen.

Besonders stark ist auch der Einfluß der religiösen Oden des Andreas Gryphius. Da diese aber nicht zu den eigentlichen Kirchenliedern gehören und zu wenig auf den kirchlichen Ton gestimmt sind, besteht die Beziehung weniger in wörtlicher Herübernahme, als vielmehr in der Schilderung gleicher Situationen. Es war vorhin bemerkt, daß der Welthaß der Schmolckschen Lieder nicht so ganz echt aus des Dichters eigner Seele stamme. Es liegt daher nahe, hier eine Beeinflussung von einer anderen Seite zu vermuten. Und wahrscheinlich geht diese eben, so weit nicht die weltverneinende

Haltung der Orthodoxie in Betracht kommt, von Andreas Gryphius aus. Wenn Schmolck in Mara 96 ausruft:

Eytel, Eitel Eitelkeiten
Zeiget uns die eitle Welt

so legt dies den Vergleich mit Gryphius' Vanitas vanitatum vanitas nahe. Oder noch mehr erinnert an diesen, wenn Schmolck fortfährt:

O wie eitel sind die Augen!
O wie eitel redt der Mund!
Eitelkeiten die nichts taugen,
Giebt das eitle Hertze kund.
Eitle Dinge hört das Ohr,
Eitle Sorgen nimmt man vor,
Wo die eitlen Füße schreiten
Ist ein Weg voll Eitelkeiten. (Mara 96, 1.)

dies vergleiche man mit Gryphius Ode 1, 4: „Wie eitel ist was wir hoch schätzen!", in der dann je in einer Strophe die Eitelkeit des Geistes (Str. 4), der Augen (Str. 5), der Zunge (Str. 6), der Hände (Str. 7) behandelt wird.

Oder wenn Schmolck „Mara" 92 ein Lied als „Der besuchte Kirch-Hof" bezeichnet, und die folgenden als „Das betrachtete Grab", „Der Sarg vor dem Bette", so erinnert dies stark an die Kirchhofsgedanken des A. Gryphius. Und wenn darin Schmolck realistisch schildert:

Ich bleib ein armer Maden-Sack.
Der Wurm nagt schon an meinen Blättern,
Der in verbothnem Apffel lag,
Mich stincket schon die Fäulnüß an,
Die mich in nichts verwandeln kan. (Mara 95, 6),

so zeigt sich hier deutlich eine Beeinflussung durch die grausigen Schilderungen des Gryphius. Man vergleiche ferner Gryphius „Letzte Rede eines Gelehrten aus seinem Grabe" (Ode 2[1]) mit Schmolck „Kleider" 28, 4. „Erbaulicher Spatzier-Gang auf den Kirch-Hoff":

Es schreyen alle, die hier liegen
Uns gleichsam aus den Gräbern an:
Ihr werdet auch noch Raum hier kriegen,
Und müsset alle diese Bahn.[2])

[1]) Lyrische Gedichte von A. Gryphius, herausgeg. v. J. Tittmann. Leipzig 1880. S. 96.

[2]) Zu den Liedern des Chr. Gryphius verhält Schmolck sich dagegen ablehnend.

Aber nicht nur an Lieder, auch an Gebete und Predigten lassen sich Anlehnungen finden. Zum Teil arbeitet Schmolck bewußt ältere Gebete um. Zweimal gibt er selbst an, daß er sich an den Text von Andachtsbüchern gehalten habe, das eine Mal bei den 24 Liedern (Schmuck 88 ff. und Mara 16 ff), wo er in der Vorrede sagt, daß sie im Anschluß an Dr. J. Lassenii Heilige und erbauliche Passionsandachten entstanden sind und das andere Mal im „And. Hertz" S. 299 (nur von der zweiten Auflage an), wo er bei dem Liede „GOTT laß uns Zeit und Ewigkeit" erwähnt: „Nach Anleitung D. Geyers Zeit und Ewigkeit". Wenn man hier den Text des Originals mit dem der Lieder vergleicht, so zeigt sich, daß sich Schmolck eng an die Vorlagen gehalten hat, sein Absehen ist dabei nur, die in Prosa abgefaßten Gebete in sangbare Lieder umzudichten. Aber auch unbewußt schließt er sich an ältere Gebetbücher an. Überwiegend ist vor allem der Einfluß C. Neumanns, dessen „Kern aller Gebete" er in Verse umgedichtet hat, und dessen Ausdrücke in seinen Liedern an unzähligen Stellen wiederkehren. Aber auch von anderen asketischen Schriftstellern ist Schmolck beeinflußt. So verrät das Lied Liederfl. 131, das als Testament eines Sterbenden gedichtet ist, deutlich den Einfluß von Dr. Heinr. Müllers Erquickstunden, in denen das gleiche Motiv erscheint. Über das bei Schmolck so beliebte Thema „Je größer Creutz je näher Himmel" hat auch Valerius Herberger im ersten Teil seiner Trauerbinden eine Predigt gehalten, wo er denselben Gedanken ganz ähnlich formuliert: „Je größer Not, je näher Gott"[1]), und das gleiche Motiv findet sich auch in Christian Scrivers Seelenschatz IV, 1, 24, wo es heißt „Wir erfreuen uns über den herrlichen Bet-, Trost- und Dankpsalmen des königlichen Propheten, wir ergetzen uns in den Schriften der heiligen Männer Gottes . . . wir haben aber billig dabei zu gedencken, daß dieser Männer Hertz gewesen ist, wie eine Traube, die zerquetscht und in der Kelter gepreßt wird und also ihren süßen Saft von sich giebt."[2]) Man vergleiche hiermit folgende Stelle aus Schmolcks angegebenen Liede:

Wo kämen Davids Psalmen her,
Wenn er nicht auch versuchet wär . . .

[1]) Vgl. Schenk Kanzelberedtsamkeit 1841, S. 77.
[2]) Nach Koch Geschichte des Kirchenliedes VIII S. 514.

Die Süssigkeit fleust aus den Trauben
Wenn du sie wohl gekeltert hast.

Sogar aus lateinischen Andachtsbüchern lassen sich wörtliche Anklänge konstatieren: nämlich aus Joh. Gerhardts meditationes sacrae. Dort heißt es z. B. Seite 24

	And. Hertz 274
Crescit sub pondere palma	Die Palme wächset bey der Last;
S. 207	
	And. Hertz 274
Aurum probat ignis	Das Geld wird auf dem Feuer-Heerd /
fidem tentatio.	Ein Christ in mancher Noth bewehrt
S. 152	Liederfl. 138, 1
in unico hoc momento vita et mors'	An einem Augenblicke
damnatio et salus, poena et gloria	Hängt ewig Wohl und Weh;
aeterna cuilibet adjudicabitur.[1])	Drum dencke wol zurücke /
	Wohin dein Leben geh.
	oder Freudenöl 9, 3
	denn ewigs Glück und Ungelück
	hängt nur an einem Augenblick.

Es ließe sich noch eine größere Reihe von Beispielen anführen, wo offenbare Anlehnungen an Kirchenlieder oder Andachtsdachtsbücher vorhanden sind. Sicherlich würden auch Vergleiche mit den — meist nicht mehr erhaltenen — Werken von Dichtern zweiten Ranges, besonders der gleichzeitig mit Schmolck lebenden und ihm persönlich bekannten, manche Einwirkungen zu Tage fördern. War doch damals das Dichten im allgemeinen, und das Dichten von geistlichen Liedern insbesondere im poesiefreudigen Schlesien ungemein verbreitet. Hatte Schmolck in Lauban in seinem Lehrer Hoffmann einen Kirchenliederdichter kennen gelernt, so traf er auch in Schweidnitz Dichter: seine Amtsbrüder Fuchs, Ebersbach und Scharff, sowie sein Vorgänger Wiedemann haben Kirchenlieder und Erbauungsschriften hinterlassen. Mit J. L. Mauersberger, dem Sohne des J. A. Mauersberger, stand er im Briefwechsel, ferner mit C. Wetzel und Roth-Scholtz. Vermutlich hat er auch die gleichzeitigen schlesischen Dichter Zacharias Herrmann (1643—1717), Abraham Klesel (1636—1702) Chr.

[1]) Nach Allgemeine evang. Luther. Kirchenzeitung 30. Jahrgang 1897 Nr. 42 S. 986 ff.

Knorr von Rosenroth (1636—1698), Joh. Neuherz (1653—1709), Joh. Schwedeler (1672—1730), Hans Christoph von Schweinitz (1645—1722) und andere gekannt. Waren diese alle zwar keine ausgeprägten dichterischen Persönlichkeiten, so werden sie doch im einzelnen auf ihn gewirkt haben. Indes die angeführten Beispiele genügen, um darzutun, daß Schmolcks Dichtungen außerordentlich viele Beziehungen zu der orthodoxen Kirchenliederdichtung haben. Daß sich Schmolck einen oder einige dieser Dichter ganz besonders zum Vorbild genommen habe, ist nirgends zu erkennen. Überhaupt ist wohl diese Beeinflussung nicht als von der dichterischen Persönlichkeit des betreffenden Dichters ausgehend zu betrachten, als vielmehr von einzelnen Liedern an sich. Schmolck gibt in seiner Vorrede zum „Sabbath" und in seiner Vorrede zu C. Anders „Gläubiger Christen evangelische Herzenslust", Leipzig-Breslau 1725,[1]) eine große Reihe von Kirchenlieder-Dichtern an, die vor ihm schon sogen. Evangelienlieder verfaßt haben; hierbei läßt sich erkennen, daß Schmolck von den persönlichen Unterschieden oder charakteristischen Eigentümlichkeiten der betreffenden Dichter keinerlei Anschauungen hat. Es stehen hier gleichmäßig neben den besten Liederdichtern ganz untergeordnete Namen, aber alle bekommen ziemlich das gleiche Lob wie „unvergleichlich, geistreich, hertzbeweglich". Vielmehr werden die einzelnen Lieder und Gebete der Dichter vor allem durch die Gesang- und Gebetbücher jener Zeit gewirkt haben. Dazu muß man in Betracht ziehen, daß in dieser Zeit das Gesangbuch eine ganz außerordentlich wichtige Rolle spielte. Täglich wurden Morgen- und Abendlieder in den Häusern gesungen. Sogar auf dem Kirchweg sang man,[2]) und jeden Sonntag ging jedermann in die Kirche. So ist es kein Wunder, wenn dann dem Dichter ganz unwillkürlich dieselben Reime in die Feder kamen, besonders da, wie erwähnt, die Themata dieselben waren. Und wie eng hier der Stoff meist beschränkt war, zumal wenn man sich wie Schmolck im Rahmen des dogmatisch fixierten hält, zeigt sich besonders im

[1]) Das Buch von Christoph Pfeiffer: Der Tochter Zions geistliche Feier-Kleider, Leipzig und Schweidnitz, Böhme 1732, hat, obwohl auf dem Titel steht: „Mit einer Vorrede Benjamin Schmolkens", keine Vorrede von ihm. Auch die Custoden lassen keine Auslassung erkennen.

[2]) Vgl. die dafür gedichteten Lieder im „Wanderstab".

„Sabbath", wo Lieder über die sonntäglichen Evangelien enthalten sind. Hier führt Schmolck selbst über 40 Dichter an, die vor ihm schon über das gleiche Thema gedichtet haben.

Dazu kommt, daß dieser ganze Vorstellungskreis eine gemeinsame Quelle hat: die Bibel. Und dabei werden nicht nur unwillkürlich biblische Wendungen in die Dichtungen übernommen, sondern die ganze Zeit bemühte sich absichtlich, möglichst biblisch zu reden, schon um damit die Reinheit der vorgetragenen Lehre zu dokumentieren. Es ist daher vieles, was zunächst als Entlehnung von einem anderen Dichter aussieht, bei näherer Betrachtung einfach gemeinsam aus einer Quelle, der Bibel, geschöpft. Letzteres ist wohl sicher in folgenden Beispielen der Fall: Wenn Schmolck singt: „Du Gesegneter des Herrn, warum willst du draußen stehen", so wird dies nicht von P. Gerhardt entlehnt sein, der ein Lied ganz ähnlich beginnen läßt: „Warum willst du draußen stehen, du Gesegneter des Herrn", sondern beide werden zurückgehen auf Genesis 24, 31: „Komm herein du Gesegneter des Herrn, warum stehest du draußen?" Oder wenn Schmolck ein Lied beginnen läßt:

Ich suche Dich in meinem Bette /
Holdseeligster Immanuel / (And. Hertz. 72)

so möchte ich dies nicht als Anlehnung an Joh. Heermann auffassen, der ganz ähnlich sagt:[1]) „Ich suche dich deß Nachts im Bette", auch nicht an St. Bernhard, der im Jubilus rhythmicus de nomine Jesu singt:

Iesum quaero in lectulo
Clauso cordis cubiculo

sondern alle drei werden auf die gemeinsame Stelle im Hohen Lied 3, 1 zurückgehen, wo es heißt: „Ich suchte des Nachts in meinem Bette, den meine Seele liebt, Ich suchte, aber ich fand ihn nicht." Auch hier ließen sich die Beispiele beliebig vermehren.

Wir sehen also, daß Schmolck, wie es der beschränkte Stoffkreis und die gemeinsame Grundlage der Bibel mit sich brachte, eng in der Tradition des orthodoxen Kirchenliedes steht. Das Persönliche, Charakteristische des Dichters kann daher nur in geringem Maße hervortreten.

---

[1]) Vgl. E. Hitzeroth, Joh. Heermann. Marburg 1907. S. 54.

Zeigte sich bisher, daß Schmolck ganz in der Tradition der orthodoxen Richtung stand, so ergibt sich schon hieraus, daß er dem anderen Zweige protestantischer Dichtung, der damals mächtig aufblühte, der pietistischen, fernstand. Wir hatten vorhin gesehen, daß Schmolck, der orthodoxe Geistliche, in seinem Leben nie gegen den Pietismus vorgegangen war, obwohl seine Zeitgenossen in Schlesien diesen Kampf mit allen Waffen führten. Auf keinen Fall wäre er imstande gewesen, wie V. Löscher in Dresden seine Lieder zu polemischen Zwecken zu benutzen; Schmolck war dazu viel zu friedfertig. Nur ein paar Mal kommt ganz bescheiden eine Andeutung über die Reinheit der Lehre, die anscheinend eine Spitze gegen die Pietisten hat, so wenn er in einem Liede Gott dankt, daß er:

Von Kindheit an geübt /
In der gesunden Lehre / (Freudenöl 49, 3.)

Wenn auch Schmolcks religiöse Anschauung dem Pietismus fernsteht, so läßt sich doch erkennen, daß trotzdem diese Bewegung auf ihn einen ziemlich starken Einfluß gehabt hat. Vor allem hat sie verinnerlichend gewirkt. Hatte bisher die Orthodoxie ihr Interesse nur auf die Rechtgläubigkeit verwandt, so zeigen sich unter pietistischen Einflüssen jetzt auch Züge, die die rechte Gläubigkeit betonen. Beides klingt an, wenn er singt:

Erhalt uns bey dem Glaubens-Grunde /
Den du den Eckstein hast genennt;
Daß man dich nur nicht mit dem Munde /
Auch mit dem Hertzen selbst bekennt. (Schmuck 140, 7.)

Pietistisch gefärbt klingen ferner die Selbstanklagen:

Wie laulicht ist doch mein Gebeth /
Wenn ich ohn Andacht vor dich tret /
Und mit dem Munde zu dir nah /
So ist das Hertze doch nicht da.
Ich liebe mehr den falschen Schein /
Da ich rechtschaffen solte seyn.
Ich bin ein Christ / doch ohne That /
Der nur den bloßen Nahmen hat. (Harfe 54.)

Und mit pietistischer Innerlichkeit fordert er volle Hingabe an Jesum:

Heist du ein Christ, so prüfe dich,
Ob auch dein gantzes Hertze sich
An Christum hat ergeben.
Liebst du ihn nicht in Lauterkeit,
Er kan nicht in dir leben (Bochim 35, 4.)

Derartige eindringliche Anklagen und Selbstprüfungen waren in der Orthodoxie dieser Zeit nie vorgekommen.

Es ist also deutlich zu sehen, wie die pietistische Innerlichkeit auch auf unsern Dichter starke Einwirkungen gehabt hat. Indes darf diese Wirkung nicht überschätzt werden; wie sich vorhin zeigte, steckt Schmolck doch noch sehr tief in dem Formalismus der Orthodoxie drin. Man hat von Schmolck und einigen gleichzeitigen Dichtern gesagt[1]): „Die Orthodoxen sind von der Innigkeit des Pietismus so tief mit ergriffen worden, daß man ihre Lieder als Erzeugnisse der Richtung ansehen könnte, die sie bekämpften". Mag dies für andere Männer dieser Zeit gelten, für unsern Dichter gilt es schwerlich. Denn wenn man einen festen Eindruck von dem Geist, der aus seinen Liedern spricht, bekommen hat, und dann die Hauptsammlung der pietistischen Lieder, das Freylinghausensche Gesangbuch vornimmt, so kommt einem bald das Gefühl, daß der Geist, den diese pietistischen Lieder atmen, doch ein ganz anderer ist, als der Schmolcks. Seine Lieder finden sich bei aller Weichlichkeit und mancher Schwärmerei doch stets zu den festen Begriffen der lutherischen Dogmatik zurück, während die pietistischen Lieder in ihrer Schilderung der feinsten seelischen Zustände sich in das Allgemeine, Gefühlsmäßige verlieren. Und es ist doch wohl kein Zufall, daß das Freylinghausensche Gesangbuch mit seinen 1581 Liedern,[2]) unter denen sich sehr viele Namen orthodoxer Dichter finden, nur zwei Lieder von Schmolck übernommen hat, während doch zu gleicher Zeit in andere Gesangbücher, die Schmolckschen Lieder zu hunderten Eingang fanden. Die Pietisten empfanden eben sofort den großen Abstand zwischen ihrer und der Schmolckschen Dichtung.

Aber man könnte einwenden, spricht nicht zweierlei deutlich für Schmolcks nahe Verwandtschaft mit dem Pietismus: Einmal die überschwängliche Jesusliebe und dann der mystische Wundenkult? In der Tat scheint dieser Einwurf auf den ersten Blick Berechtigung zu haben. Schmolck besingt mit begeisterten Worten immer und immer wieder seine Liebe zu Jesus:

JEsu / deine Liebe kan
Nimmer satt gepriesen werden.

[1]) H. Hering in Haucks Realencyklopaedie X. Bd. S. 424.

[2]) Vor mir liegt die Ausgabe von 1741.

Du bist meine Lebens-Bahn;
Ja mein Alles auf der Erden:
So wirst du mir auch allein /
Cron und Lohn im Himmel seyn. (Schmuck 6, 7.)

Er findet nicht Worte genug, um seiner Liebe Ausdruck zu geben:

O wie soll ich ihn doch nennen?
Nichts ist mir so süß / als er:
Wenn ich doch nur bey ihm wär! (Schmuck 6, 6.)

Und dann bezeichnet er in glühender Liebe Christum als den Bräutigam der verlangenden Seele:

SChmücke dich O liebe Seele /
Salbe dich mit Freuden-Oele;
Denn der König aller Gnaden
Läßet dich zur Hochzeit laden:
Der dir seinen Sohn vermählet /
Und dich hat zur Braut erwehlet /
Wil dich heute zu sich haben /
Und mit tausend Wollust laben. (Sabbath 80, 1.)

Er malt dieses bräutliche Verhältnis mit allen Farben der Liebespoesie aus:

Wie lieblich schmecken seine Küsse /
Die er auf meine Lieben drückt! (Mara 34, 6.)
JESUS meiner Lippen Weide /
Meines Mundes Zucker-Tranck. (Liederfl. 62, 3.)

In der Anlehnung an das Hohe Lied schreckt er selbst vor den gewagtesten Bildern nicht zurück:

ICh suche Dich in meinem Bette /
Holdseeligster Immanuel / (And. Hertz 72.)

Dann wieder kommt die ganze Namengebung des Hohen Liedes:

Es eilt zu deinem Kusse
Die schwache Sulamith. (Freudenöl 24, 7)
Hier girrt die Turtel-Taube . . .
Komm doch, o Lebens-Fürst!
Und führ mich aus der Wüsten
Ins wahre Canaan,
Wo ich an deinen Brüsten
Stets Wollust saugen kann. (Freudenöl 24, 3)

Und wie die Taube in den Felsenhöhlen des Gebirges Schutz findet, so flüchtet sich die Seele in die Seitenhöhlen, die Wunden Christi. Dies führt ihn schließlich ganz in den Bann des mystischen Wundenkults:

Nahet euch ihr Lippen:
Gebet diesen Klippen /
Einen Andachts-Kuß. (Schmuck 7, 4)

Die Rubinen-Pforte geht
In das Liebes-Cabinet: (Bochim 5, 7)

Gärte / wo sich Engel küssen;
Ehrenpreiß und Tausendschön;
Brunnen / die mit Zucker fließen /
Ohn euch müst ich gantz vergehn;
Honig-Thäler / Blumen-Auen /
Reicht mir euer Labsal dar:
Nectar laßt dem Hertzen thauen /
Es erstirbet sonsten gar. (Schmuck 2, 5)

Und in den Wunden, dem „Ruhplatz der verliebten Seelen" (Schmuck 17), trinkt die Seele von dem erlösenden Blut, das „süßer wie Julep" schmeckt.

Schmolck verirrt sich hier bis in die entferntesten Wirrnisse der mystischen Gefühlswelt. Hier scheint er allerdings gemeinsame Züge mit der pietistischen Lyrik zu haben. Denn gerade die pietistische Lyrik ist es gewesen, die diese Themata mit besonderer Vorliebe behandelt hat. Aber die Ähnlichkeit der Schmolck'schen und pietistischen Lyrik erklärt sich aus der gemeinsamen Quelle, aus der beide schöpfen. Einmal ist nämlich die Mystik in der Orthodoxie schon seit Luthers Zeiten heimisch; und nach ihm hatten viele Dichter und Erbauungsschriftsteller auf die mittelalterliche Mystik des St. Bernhard, Tauler, der „deutschen Theologie", Thomas von Kempen u. a. zurückgegriffen. Gerade Schlesien war für diese mystische Schwärmerei ein empfänglicher Boden; hier hatten schon die Schwenckfeldianer und der Görlitzer Schuhmacher Jakob Böhme ihre schwärmerischen Lieder gesungen; auch die schlesischen katholischen Kreise beschäftigten sich mit Vorliebe mit der Mystik Johann Taulers. Und andererseits läßt sich noch eine ganz bestimmte Quelle, die beiden gemeinsam ist, nachweisen: das ist die Lyrik des Angelus Silesius. Ein Vergleich der Lyrik des letzteren mit der Schmolcks zeigt eine ganz überraschend enge Verwandtschaft der Dichter. Ja Schmolck hat ganze Lieder des Angelus nur wenig geändert in seine Sammlungen aufgenommen und als die seinigen ausgegeben:

Liederfl. 64.	Silesius I, 12.[1])
WO ist JESUS / meine Liebe?	Wo ist der schönste den ich liebe?
Wo ist denn mein Bräutigam?	Wo ist mein Seelen Bräutigam?
Um den ich mich so betrübe /	Wo ist mein Hirt' und auch mein Lamm?
Der mein Hirt / und auch mein Lamm.	Umb den ich mich so sehr betrübe?
Sagt ihr Wiesen und ihr Matten /	Sagt an jhr Wiesen und ihr Matten
Wo treff ich denselben an?	Ob ich bey euch jhn finden sol?
Daß ich unter seinem Schatten	Daß ich mich unter seinen schatten
Meine Brust erfrischen kan.	Kan laben und erfrischen wol.
2.	2.
Sagt ihr Rosen und Narcissen /	Sagt an jhr Lilgen und Narcissen
Wo ist dieses Rosen-Kind?	Wo ist das zarte Lilgen Kind?
Sagt ihr Blumen an den Flüssen /	Jhr Rosen saget mir geschwind
Wo ich meine Blume find?	Ob ich jhn kan bey euch geniessen?
Hyacinthen und Violen /	Jhr Hyacinthen und Violen,
Und was sonst die Gärte schmückt /	Jhr Blumen alle manichfalt,
Soll ich Den bey euch nicht holen /	Sagt ob ich jhn bey euch sol holen,
Der mein mattes Hertz erquickt?	Damit er mich erquikke bald?

Und so geht es durch alle sechs Strophen weiter. Neben diesem Liede in seiner schwärmerischen Jesusverehrung vergleiche man folgende zwei Lieder, die auch mystisch-begeisterte Töne anschlagen:

Liederfl. 65, 1.	Silesius I 36.
JESU voller Güte /	Nahme voller Gütte
Komm in mein Gemüthe /	Komm in mein Gemütte;
Zeuch mit Freuden ein.	Außgegossnes Oele,
Artzney aller Schmertzen /	Fleuß in meine Seele;
Gib dich meinem Hertzen /	Artzney aller Schmertzen
Lindre mein Pein.	Gieb dich meinem Hertzen,
Lebens-Oel / tränck meine Seel /	Denn Du bist alleine
Denn du bists und bleibst alleine	JEsu, den ich meine.
JESU / den ich meyne.	

So geht es auch hier mehrere Strophen weiter, obwohl dann Schmolck hier auch einiges Selbständige bringt. Oder könnte Schmolck das letztere etwa von Joh. Franck entlehnt haben? Bei ihm heißt es:

Fischer IV, 78

Brunnquell aller güter,
Herrscher der gemüther,
Lebendiger wind,
Stiller aller schmertzen,

[1]) Zitiert nach: A. Silesius Heilige Seelenlust. Herausg. von Georg Ellinger Halle 1901.

Dessen glantz und kertzen
Mein Gemüth entzündt,
Lehre meine schwache seyten
Deine krafft und lob außbreiten.

Dies Lied ist vor der „Heiligen Seelenlust" gedichtet und hat Angelus zum Vorbild gedient.[1]) Ein Vergleich dieser drei Texte zeigt, daß Schmolck sich nicht an den Franckschen Text sondern an den Schefflers anlehnt. Weitere Verwandtschaften Schmolcks mit Angelus sind offensichtlich. Das Lied Liedersl. 66 „DEr beste Freund ist in dem Himmel", das einen so innigen warmen Ausdruck der Seelenfreundschaft gibt, ist im ganzen Aufbau von Angelus (Seelenlust III, 105) beeinflußt. Während sonst der Ausdruck sich hier vom Original in den meisten Strophen fernzuhalten sucht, ist die vierte Strophe des Schmolckschen Liedes und die dritte des Schefflerschen fast wörtlich gleich. Die gleiche Anlage des ganzen Gedichtes findet sich ferner „Liedersl." 63 und Angelus I, 35; auch hier sind ganze Strophen fast wörtlich gleichlautend, nämlich: „Liedersl." 63, 2 und 3 stimmt zu Ang. I 35, 8 und 9. Eine weitere Verwandtschaft zeigen die Lieder „Schmuck" 31 und Angelus III, 89.

Schmuck 31, 1.	Ang. III, 89.
ACh sagt mir nichts von eitlen Schätzen /	Ach sagt mir nichts von Gold und Schätzen,
Noch allem dem / was herrlich scheint.	Von Pracht und Schönheit dieser Welt!
Nichts kan mein Hertze nur ergötzen / ..	Es kan mich ja kein Ding ergetzen ..

Dies Lied des Angelus ist eine Parodie des auch von anderen Dichtern häufig parodierten Liedes von Opitz „Wohl dem der weit von hohen Dingen". Schmolck schließt sich auch hier an das Vorbild des Angelus an. Vor allem aber sind es die ganzen mystischen Begriffe, die er offenbar von Angelus entlehnt, obwohl Schmolck in seinem mehr nüchternen Sinne sich nicht in die extrem-katholischen Gedankengänge des phantasiereicheren Vorbildes verliert.

Und somit wird es also erklärlich, daß Schmolck mit der pietistischen Literatur so scheinbare Ähnlichkeit hat. Denn gerade für die Pietisten war die Lyrik des Angelus das gefeiertste Vorbild; in das Freylinghausensche Gesangbuch sind seine Lieder, soweit sie

[1]) Vgl. Ellinger Vorrede XII.

nicht ausgesprochen katholische Färbung tragen, in großer Zahl aufgenommen. So erklärt sich die scheinbare Verwandtschaft zu einem großen Teil aus der Gemeinsamkeit der gleichen Quelle. Nur insofern, als eben Schmolcks Geschmack und der des Pietismus sich auf gleichem Wege begegnen, ist natürlich auch eine gewisse Verwandtschaft zu erkennen. Es war für Schmolck, obwohl er Landsmann des Angelus war, keineswegs naheliegend, daß er dessen Lyrik aufnahm; denn Angelus hat seine „Seelenlust" erst nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche herausgegeben. Durch sein maßloses leidenschaftliches Kämpfen gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen hatte er sich in ganz Schlesien außerordentlich verhaßt gemacht. Zwar hatte man seiner Dichtung im übrigen Deutschland eine objektive Würdigung zu Teil werden lassen. Erdmann Neumeister sagt in seinem Specimen dissertationis[1]): „Papaeus hic Angelus, sed bonus . . . Si dictionem spectes, facilem reperies, & planam, ac tacita quadam suavitate sese insinuantem animae DEO devotae. Nec, quid obstet, video, quo minus hymni plurimi a Lutherano adhibeantur." Auch Wetzel sagt in seiner Hist. Lebensbeschreibung 1719, I, 57: der Katholicismus „hindert einen andächtigen Lutheraner an der Erbauung nichts". Die Nürnberger hatten sogar schon 1677 siebzehn Lieder von ihm aufgenommen.[2]) Aber in schlesischen und auch sächsischen kirchlichen Kreisen verhielt man sich schroff ablehnend gegen die Lyrik des Konvertiten. In keinem ihrer hauptsächlichsten Gesangbücher befinden sich Lieder von ihm.

Und es ist wiederum ein Zeichen des vermittelnden Charakters Schmolcks, daß er trotz der Feindschaft des Katholizismus den Wert dieser Dichtungen objektiv würdigt. Allerdings erhebt sich die Frage, geht nicht die Wertschätzung etwas über das erlaubte Maß hinaus, wenn Schmolck ganze Lieder fast unverändert von seinem Vorbilde übernimmt und für die seinigen ausgibt? In der Tat kann man ihm hier den Vorwurf einer nicht ganz rechtmäßigen Aneignung

[1]) Nach der Ausgabe 1706, S. 8.

[2]) Nach Koch, Kirchenlied IV², S. 11: Freylinghausensches Ges.-Buch 1704: 41 Lieder. Dageg. im Dresd. Ges.-Buch 1694 keins von Angelus. Auch nicht in der Geistl. Hauß- u. Kirchen-Music, Jauer 1709.

fremden geistigen Eigentums nicht völlig ersparen. Es liegt hier nicht derselbe Fall vor, wie bei den oben erwähnten Parodien, bei denen Schmolck auch sich an ältere Lieder wörtlich anlehnte, ohne die Autoren der Originale namhaft zu machen. Dies waren eben ganz bekannte Lieder, die in allen damaligen Gesangbüchern standen; und die Anlehnung an sie wurde mit Absicht deutlich kenntlich gemacht. Ferner waren diese Parodien mit völlig neuen Gesichtspunkten ausgestattet. Hingegen waren die Lieder des Silesius in den kirchlichen Kreisen Schlesiens unbekannt; auch bringen die Schmolckschen Änderungen keine neuen Gedanken, sondern beschränken sich meist auf gelegentliche formelle Verbesserungen. Erklärlich wird das Verhalten Schmolcks damit, daß überhaupt damals die Anschauungen über das geistige Eigentum sehr frei waren, andererseits damit, daß Schmolck den Wert der Lieder des Angelus erkannt hatte und sie gern in seine Kreise einführen wollte.

Der Einfluß des Pietismus ist also an der Verinnerlichung der Schmolckschen Frömmigkeit deutlich zu erkennen; aber ein gemeinsames Hinüber- und Herüberwirken der Literatur hat nicht stattgefunden. Beide begegnen sich nur beim Zurückgehen auf eine gemeinsame Quelle.

Sahen wir bisher, daß Schmolck in der Hauptsache in den Bahnen der Orthodoxie wandelte, daneben aber stark von der pietistischen Strömung beeinflußt war, so zeigen sich drittens endlich auch schon rationalistische Gedankengänge. Obwohl diese Geistesbewegung erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichen sollte, so zeigt sich doch, daß sie schon vor ihren großen Erfolgen im kleinen still gewachsen ist. Zwar in die protestantische Theologie ist der Rationalismus erst später eingedrungen,[1]) aber schon waren in weiten Kreisen die aufklärerischen Schriften von Thomasius und Christian Wolff verbreitet. Und so finden sich auch bei Schmolck ganz deutliche Spuren. Trotz seines einerseits dogmengläubigen und anderseits mystisch gestimmten Gemütes blieb ihm eine trockene vernunftmäßige Gesinnung eigen,

[1]) Vgl. J. Reinhard, Die Principienlehre der luth. Dogmatik von 1700—1750. 1906. S. 78.

besonders in den Liedern seines Alters. Ist doch sein letzter großer Plan der gewesen, „Tugendlieder" zu schreiben. Es sind davon zwar nur wenige fertig geworden, aber diese zeigen zur Genüge, daß das Ziel rationalistisch war. Das Schlagwort der rationalistischen Erziehung „Tugend" tritt schon recht häufig auf:

Tugend habt Ihr eingesogen,
Tugend bleibt Euch stets gewogen,
Tugend geust auch nur allein
Oel in Eure Liebes-Kertzen,
Last die Tugend, holde Hertzen,
Euren schönsten Leit-Stern sein. (Kleider 41).

Und da diese Tugendlehren doch den fruchtbarsten Boden bei den Kindern finden, entschließt sich Schmolck noch im Alter (1732), eine ganze Sammlung Lieder und Gebete für die Kinder herauszugeben: Den „Patenpfennig". Hier überbietet ein Lied oder Gebet das andere in frommen Lebensregeln. Eine Probe genüge:

Erleuchte den Verstand, und reinige den Willen,
Was mir befohlen wird, das lasse mich erfüllen,
Das Gute präge wohl in mein Gedächtniß ein,
Das Böse lasse mir mit Ernst zuwider seyn.
Es sey mein Wissen auch nicht ohne gute Sitten,
Die Jugend führe stets die Tugend in der Mitten.
(Patenpfennig 15).

Das Dichten ist ihm selten Selbstzweck, selten das Freiüberquellen eines singenden Herzens, sondern meist verbindet er mit seinen Liedern erzieherische Absichten. Sagt er doch einmal ganz drastisch in der Vorrede zum „Kirchengefährten", nachdem er eine Reihe von Mißständen in seiner Gemeinde gerügt hat: „Solchem Unwesen zu steuren / habe ich in diesem kleinen Buche Gelegenheit geben wollen."

Auch zeigen sich bei ihm Spuren, daß er das Kirchenlied zur Vermittelung von „vernünftigen" Ratschlägen benutzt, und zwar zu bisweilen recht nüchternen Ratschlägen über Essen, Trinken und Pflege des Leibes:

Behüte mich in Gnaden
Für Fraß und Völlerey, . .
Ich mag den Leib wohl pflegen,
Die Sorg ist allgemein,
Doch er muß auch hingegen
Nicht gar verzärtelt seyn.

Er ist der Erden Theil,
So laß mich seinen Willen
In Mäßigkeit nur stillen,
So wird er mir nicht geil. (Bochim 43, 6 u. 8.)

Ein charakteristischer Zug dieses noch streng gläubigen Rationalismus war es, überall göttliche Absichten zum Nutzen des Menschen festzustellen (vgl. die Brunnenlieder in den Sieben mal Sieben guten Gedanken) und aus der Natur in ihren kleinsten Organismen die Größe Gottes zu beweisen:

Schau die Wercke seiner Hände,
Mensch und Thier
Sagen dir,
Daß sein Ruhm ohn Ende.
Auch die allerkleinste Mücke,
Gras und Laub,
Selbst der Staub,
Sind sein Meister-Stücke. (Bochim 20, 3.)

Ferner tritt der lehrhafte und in Einzelheiten auf peinliche Genauigkeit achtende Zug hervor. Da bringt Schmolck kurze textkritische Belehrungen über Bibelstellen, so am Dreikönigstage:

Ob es Könige gewesen /
Die aus Saba kommen seyn /
Hat man nicht gewiß gelesen / (Sabbath 15, 10.)

Und es scheint sogar, als habe er auch an den Worten „Es schläft die ganze Welt" in Paul Gerhardts Liede „Nun ruhen alle Wälder", Anstoß genommen. Da ist Schmolck schon genauer:

ES hat die Schatten-volle Nacht
Die halbe Welt umhüllet, (Bochim 33, 1.)

Eigentlich rationalistische Lieder sind freilich erst nach Schmolcks Lebzeiten entstanden, können daher keinen Einfluß auf seine Dichtungen gehabt haben.

In welcher Form hat nun Schmolck dem religiösen Empfinden in seinen Liedern Ausdruck verliehen? Betrachtet man die Dichtungen als geschlossene Einheiten, so sieht man, daß sie selten ein organisches Gefüge haben. Die Gedanken sind selten durch eine streng logische Disposition unter einander verbunden, vielmehr bilden die meisten Lieder sehr oft nur eine Häufung schlecht geordneter Vorstellungen,

statt einer fortschreitenden Kette von Gedanken. Meist wird nur ein einziger Gedanke eingehend behandelt und beliebig weit ausgesponnen, so daß das Lied ohne Schaden unterbrochen oder abgekürzt werden kann, wie dies ja auch in Gottesdiensten meist mit den Liedern geschieht. Die häufigste Disposition besteht in einer Zweiteilung, und zwar in einem einfachen Gegensatz, wie ja der antithetische Verlauf der Gedanken Schmolcks religiöse Anschauung stets durchzieht. Hier ist dann einfach die eine Hälfte Schilderung des „Thränenthals", die andere des „Freudensaals". Dies gegensätzliche Denken ist bei Schmolck in auffallend hohem Grade entwickelt und beherrscht sehr oft auch im Einzelnen den ganzen Gedankenfortschritt. Z. B. läßt er ein Lied beginnen: „DJe Woche geht zum Ende", sofort kommt bei dem Gedanken an die Vergänglichkeit der Woche der gegensätzliche Gedanke: „Nicht aber GOttes Treu Denn wo ich mich hinwende / Da ist sie immer neu". Und dann wiederholt der Dichter denselben Gedanken, nun aber ins prinzipielle erhoben: „Die Zeit kan wohl verschwinden / Nur GOttes Güthe nicht / Sie läst sich täglich finden / Und giebet Trost und Licht." (And. Hertz 116). Oft wird an diese zwei Teile noch ein dritter angeschlossen, offenbar nur um auf die beliebte Dreiteilung zu kommen, die ja im Predigtstil herkömmlich war. Dieser Einfluß der Predigten lag nahe genug, da, wie wir sahen, viele Lieder im Anschluß an die Predigten entstanden waren. Am deutlichsten zeigt er sich in den Liedern, bei denen die Gliederung äußerlich sehr auffällig bemerkt ist. Wenn z. B. „Liederfl." 126 jede Strophe deutlich hervorhebt „Ich weiß nicht *wenn* ich sterbe, *wie* ich sterbe, und zuletzt *wo* ich sterbe", oder wenn „Liederfl." 90 die Dreiteilungen „Halt *an*, Halt *ein*, Halt *aus*" sich findet, so zeigt sich deutlich, daß diese ganz äußerlichen Einteilungen aus Predigten stammen, denn dort ist das Streben nach fester äußerer Architektonik am meisten zu Hause. Bei den Evangelienliedern ist der Gedanke durch den Inhalt der Evangelien gegeben, in den meisten Fällen trennt Schmolck den referierenden Teil nicht von dem erbaulichen, sondern bringt beide zusammen. Eine Eigentümlichkeit und zugleich ein Zeichen seiner Vorliebe für Äußerlichkeiten ist es ferner, daß Schmolck vielen Liedern dadurch den Eindruck des geschlossenen zu geben sucht, daß die Anfangszeilen oder Anfangsworte der einzelnen

Strophen zusammen einen Spruch oder eine Sentenz ergeben, ein Mittel, das auch andere Dichter damals gern verwerteten, aber bei weitem nicht so häufig wie Schmolck.

Der Stil der Lieder zeigt zunächst eine wohltuende Einfachheit. Lieder wie „O Mensch gedenk ans Ende", „Der beste Freund ist in dem Himmel", „Weine nicht, Gott lebet noch", „Himmel an geht unsre Bahn" u. a. sind so schlicht und einfach, so tief empfunden und ohne jede Pose, daß wenige Dichter jener Zeit auch nur annähernd diesen an Schlichtheit nahe kommen. Und die richtende Zeit hat auch sehr gut den Wert dieser Lieder erkannt. Denn sie sind es, die einzig bis zur Gegenwart sich erhalten haben und beständig im Volke weiter leben.

Die Einfachheit erreicht Schmolck zunächst dadurch, daß er seine Sprache ganz eng an die der Bibel anschließt. War die Bibel in all ihren Wendungen tief mit dem Volke verwachsen, so erschienen die Lieder auch sofort vertraut, wenn sie mit den Worten der Bibel auftraten. Aber nicht nur im einzelnen Ausdruck verwendet Schmolck die Sprache der Bibel — jedes Lied kann dafür als Beweis benutzt werden – sondern eine besondere Gabe des Dichters ist es, mit Leichtigkeit ganze Bibelsprüche in die Lieder zu verweben:

Gieb, daß ich meine Seeligkeit
Mit Furcht und Zittern schaffe,
(Harfe 22) nach Philipper 2, 12.

ACh wenn ich Dich / mein GOTT / nur habe /
Nach Erd und Himmel frag ich nicht.
(Liederfl. 29, 1) nach Psalm 73, 24 und viele andere.

Neben diesen Bibelsprüchen verwebt er auch ganz unauffällig Sprichwörter aus dem Volksmunde:

Ruhigs Hertz und gut Gewissen
Ist ein sanfftes Feder-Kissen. (Liederfl. 98, 5).
BRich an / gewünschte Morgen-Stund
Es träget lauter Gold dein Mund. (Sabbath Anh. 7).

Anderseits besitzt Schmolck großes Geschick, selbst einfache sentenzartige Ausdrücke zu bilden:

Last die Welt zu drümmern gehn,
GOttes Gnade wird bestehn. (Kleider 5, 1).
Seele, leid und schweige still,
Christen dulden, was GOtt will. (Freudenöl 28, 4).

Hilff, daß ich iedern Seiger=Schlag
An meinen Abschied dencken mag. (Freudenöl 9, 4).

Viele dieser Aussprüche sind tief ins Volksleben eingedrungen. und leben zum Teil heute noch.

Außerdem versteht es Schmolck, hin und wieder originelle volkstümliche Wendungen in den Liedern anzubringen.

Nachtigallen bey den Grillen
Machen schlechte Cantorey; (Schmuck 38, 2)
Wer ein Leu ist in dem Glücke /
Und im Unglück nur ein Schaaf;
Der fürcht' öffters eine Mücke /
Und erschrickt vorm Traum im Schlaf.

Volkstümlich ist es auch, wenn er die doppelte Negation anwendet: „Drum rede mir niemand nicht ein" (Liederfl. 19, 6). Allerdings verführt ihn das Streben nach Einfachheit leider oft zu Trivialitäten oder zur Verwendung von Ausdrücken, die nicht der Würde des Kirchenliedes entsprechen. Es mag noch mit der Treuherzigkeit der biederen Schlesier entschuldbar sein, wenn er einmal zu seinem Gotte sagt:

Ist dein Rücken doch sehr breit,
Darauff werff ich alles Leid (Freudenöl 48, 5)

aber bedenklicher klingt es schon, wenn er dichtet:

Wofern mein Hertz das Unrecht heute
Wie Wasser eingesoffen hat / (7 mal 7 Ged. 4, 3).

Er hat bey viel Ducaten
Nicht einen Heller Muth,
Und bey den fetten Braten
Verzehret sich sein Guth (Kleider 15, 2).

Überhaupt muß man bei Schmolck mitten in den schönsten Liedern immer einmal auf eine gelegentliche Plumpheit gefaßt sein, und Worte wie Fraß, Völlerei, Koth sind in den Liedern gar nichts seltenes. Es wirkt auch dies Streben nach Einfachheit, besonders in den Liedern, die er in seinen letzten Jahren gedichtet hat, sehr eintönig. Denn in vielen Liedern aus diesen Jahren kehren immer dieselben stereotypen Ausdrücke wieder und oft muß man sich durch lange öde Durststrecken hinquälen, ehe man wieder einmal auf eine frische lebendige Wendung stößt. Ungefähr gegen Ende der zwanziger Jahre erstirbt die Gestaltungskraft des Dichters; von da an hat er einen ganz erstarrten Stil und einen festbegrenzten Wort-

umfang, aus dem er nicht wieder herauskommt. Trotzdem läßt die Menge der Dichtungen von da an nicht nach, sondern nimmt sogar noch zu. So enthalten die letzten Gedichtssammlungen fast nur noch kraft- und blutlose Reimereien.

Immerhin ist aber diese Einfachheit, solange sie noch keine Folge der geistigen Erstarrung war, eine anerkennenswerte Leistung. Und Schmolck hat diesen Stil mit vollem Bewußtsein und Absicht erstrebt. Er äußert sich wiederholt in seinen Vorreden darüber. Im „Sabbath" sagt er, sein Ziel sei, daß „die Einfalt Mund und Feder regiere" denn „Hohe Worte kommen nicht allemahl aus der Tieffe des Hertzens. Die unaussprechlichen Seufzer des Heil. Geistes sind von den gekünstelten Worten der hochtrabenden Bether weit unterschieden". Im „Freudenöl" betont er: „Kein eitles Wort-Gepränge sollen sie nicht haben". In den „Kleidern": „Hoffarth machet nur Zwang, und allzuhochtrabende Worte in Geistlichen Liedern eine gezwungene Andacht. Wie das in Kleidern die beste mode ist / was commode ist / so ist auch das bey den Liedern am meisten anständig / was verständlich ist". Und im „Namenbuch": „Du wirst darinnen keine hochtrabenden Worte finden, wie es denn auch in Kirchen-Gebeten und Liedern sich durchaus nicht schicket. Wenn man mit GOtt redet, so muß es in aller Einfalt geschehen." Aus diesen Äußerungen geht deutlich hervor, daß es Schmolcks feste Absicht gewesen ist, seine geistlichen Lieder einfach und schlicht zu gestalten und jeden unnötigen Schmuck zu vermeiden. Es ist dies ganz besonders zu betonen, denn nur gar zu oft zeigt es sich, daß seine Dichtungen das gerade Gegenteil von diesen Ansichten kund geben.

Nur zu oft sind sie voll glänzenden Schmuckes und blendender Ausstattung. Dies tritt gleich in vielen Liedanfängen deutlich zu Tage. Schmolck liebt es, mit auffälligen Worten am Anfange schnell die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mit lebhaften Aufforderungen beginnt er:

SChmückt das Fest mit Mayen /
Lasset Blumen streuen /
Zündet Opffer an / (Sabbath 246).

mit dreimaligen Wiederholungen:

HJlff / Helffer / hilff! ich muß verzagen / (Liederfl. 118).

oder mit zunächst paradox klingenden Wendungen:

DEr Todt ist todt / das Leben lebet /
Das Grab ist selbst begraben nun / (Liedersl. 50, 1.)

In gleicher Weise wie auf Eingänge legt Schmolck auch auf kraftvollen Schluß der Lieder Wert. Sehr oft faßt er hier noch einmal den Inhalt des ganzen kurz zusammen, z. B. „Kleider" 10, 8:

So mach ich doch den festen Schluß:
Es muß hier freylich Creutz und Pein
Dort aber muß auch Freude seyn.

Selbst in verhältnismäßig eintönigen Liedern gelingt es ihm, prunkvolle Schlußstrophen anzuschließen. Allerdings erstarrt auch dieses allmählich zur Manier. So kehrt in den Sterbeliedern regelmäßig die stereotype Aufforderung wieder, eine bestimmte Grabschrift auf das Grab zu setzen:

Schreibt mir dieses auf mein Grab:
GOtt wischt alle Thränen ab. (Mara 39, 12.)

Deutlich zeigt sich hier, wie die weltliche Dichtung auf das Kirchenlied herüberwirkt. Gerade diese legte großen Wert auf äußere Ausschmückung; und besonders ein „nachdrücklicher" Anfang und ein „nervöser" Schluß waren beliebte Schlagworte der Poetiken.

Aber auch sonst zeigt sich bei Schmolck häufig, wie sich die geistlichen und weltlichen Sphären berühren; eine Erscheinung, die sich auch in der geistlichen Literatur des fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ständig beobachten läßt. So zeigt z. B. das Lied Schmolcks:

Liebliche Trifften!
Herrliche Schäfferey!
Die du wirst stifften /
Wenn nun das Eitle vorbey.
Da wird man auff des Himels Auen
Schäffer und Schäflein weit lieblicher schauen.
(Sabbath 42, 6.)

deutliche Verbindungslinien mit der Nürnberger Schäferpoesie. Schmolck stand übrigens in engem Verkehr mit dem Nürnberger Dichter J. F. Riederer, von dem er ein sogenanntes Paragramma cabbalisticum erhält, das er stolz in der Vorrede zum „Saitenspiel" abdrucken läßt.

Das Streben nach äußerem Schmuck im Zusammenhang der weltlichen Poesie wird noch deutlicher, wenn man die folgenden

Punkte beachtet: Einmal den großen Reichtum an Gleichnissen, Metaphern und Bildern, den Schmolck in seinen Liedern anwendet. Weit ausgeführte Gleichnisse sind selten:

Wenn der Regen gnung geronnen /
Und der Donner ausgestrahlt;
Kommt ein Himmel voller Sonnen /
Der uns Regen-Bogen mahlt. (Schmuck 38, 13.)

Aber eine Fülle von kürzeren Bildern findet sich z. B. in dem weit verbreiteten Liede „Je größer Creutz, je näher Himmel" (And. Hertz S. 273). Hier besteht das ganze Lied nur aus einer unerschöpflichen Häufung von Bildern aus dem Leben, die das in der ersten Zeile angegebene Thema illustrieren sollen:

Die Palme wächset bey der Last;
Die Süßigkeit fleußt aus den Trauben /
Wenn du sie wohl gekeltert hast.
Im Creutze wächset uns der Muth /
Wie Perlen in gesaltzner Fluth.

Ein Bild vor allem hat Schmolcks besondere Vorliebe: Rosen und Dornen. Fast in jedem Lied kommt es vor:

Besser ists in Dornen sitzen /
Ob die Welt gleich Rosen pflückt. (Liederfl. 10, 4.)

Aus den Dornen wächset auch
Ein vergnügter Rosen-Strauch. (Liederfl. 27, 1.)

Dieses Bild entspricht auch Schmolcks gegensätzlicher Denkweise; es drückt in einem leichtverständlichen Vergleich den Gegensatz von Freudensaal und Jammertal aus. Gern gebraucht sind ferner noch die Vergleiche mit Meer und Schiffen.[1]) Sehr häufig sind natürlich die Bilder, die durch die Bibel nahegebracht sind, vor allem Jesus als Hirte, die Christen als Herde, Christus als Opferlamm und viele andere. Schmolck gebraucht hier meist die metaphorischen Ausdrucksweisen, an Stelle der eigentlichen Namen, selbst wenn der Vergleich ungewöhnlich ist:

Treue Glucke, sammle mich
Unter deiner Flügel Schatten, (Namenb. 14.)

Auffällige Bilder schätzt er ungemein; er verwendet dazu bisweilen recht seltsame Vergleiche aus der Tierwelt:

[1]) Auch dies hat seine Parallele i. d. weltl. Dichtung. Vgl. Waldberg: Die galante Lyrik. 1885. S. 93.

Verstummen doch die kühnen Frösche:
So bald ein Licht am Ufer brennt:
So schweigt der Neider Schand-Gewäsche /
Wenn man der Unschuld Glantz erkennt. (Liederfl 92, 4)

dies zu singen auf die Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Auch Fliegen, Raupen und Elefanten (Bochim 36, 6) kommen vor. Eine weitere Eigentümlichkeit ist es, daß Schmolck Bilder aus einem sehr eigenartigen Gebiete herholt: aus dem der Nahrungsmittel:

Nur Er kan Zuckerkand
Von Coloquinten pressen; (Liederfl. 6, 4.)

Aus den Thränen kocht Er Wein
Von den Dornen bricht er Feigen (Liederfl. 12, 4[1]).

Denn aus deines Wortes Garten
Eß ich Aepffel mancher Arten:
Wil ich deinen Trost versuchen!
Schmeck ich mehr als Honig-kuchen .. (Sabbath 80, 4.)

Man könnte eine reichhaltige Anzahl von eß- wie trinkbaren Dingen zusammenstellen, Rosinen, Wermuth, Julep, Konfekt, Mandelkuchen u. a.

Ferner hat Schmolck große Vorliebe für Personifikationen. Sehr oft erzielt er dabei recht eindrucksvolle Bilder, z. B. wenn er den Tod schildert:

Der Todt kommt her auf allen Schritten.
Der Reuter auf dem fahlen Pferd,
Hat uns gar leichtlich überritten. (Kleider 19, 2)

Will mir der blasse Tod den Abschieds-Zettul bringen;
Ich werd' ihm ohne Furcht getrost entgegen singen.
(Liederfl. 16, 8).

Oder er schildert die Welt als verführerisches Weib:

Reiß mich von ihren Brüsten; (Harfe 42).

Zu diesen Personifikationen zog nun die damalige Dichtung in erster Linie die mythologischen Figuren der altclassischen Literatur zu Hilfe, und die Gedichte der Zeit sind voll von Namen und Anspielungen auf die antike Götter- und Heroenwelt. Auch Schmolck kann sich diesem Einfluß nicht entziehen:

[1]) Meist lassen sich diese Bilder aus der Bibel herleiten; vgl. zu diesem Bild von Dornen und Feigen Math. 7, 16.

Laß / Sirene / nur dein Singen /
Ich will ein Ulysses seyn.
Andre mögen Gifft verschlingen /
Das du / Circe / giebst vor Wein.
Bleibe nur bey deiner Mast /
Denn ich bin ein Himmels-Gast. (Schmuck 127, 2).

Aber im allgemeinen kann Schmolck als christlicher Dichter nicht heidnische Namen verwenden. Es war grade zu dieser Zeit eine vielbehandelte Streitfrage, ob man als Christ die heidnische Götterwelt anwenden dürfe. Schon der Nürnberger Birken hatte sich aus religiösen Gründen scharf dagegen ausgesprochen, auch Christian Weise und Hunold-Menantes (Academische Nebenstunden 1713 S. 36) hatten sich dagegen geäußert, und Omeis, der in seiner Poetik (Gründliche Anleitung Zur teutschen . . . Reim- und Dicht-Kunst. Nürnberg 1712) eine „teutsche Mythologie" bringt, muß erst lange Entschuldigungen für seine heidnische Mythologie anführen. Schmolck kann also die heidnische Mythologie nicht brauchen, und so schafft er sich eine eigene biblische Mythologie aus den Erzählungen des Alten Testamentes, und zwar benutzt er hier die alttestamentlichen Namen genau so ohne nähere Erklärungen, wie die klassischen Namen benutzt wurden. Wenn er von Manna redet, so meint er ungefähr dasselbe wie Nektar und Ambrosia, oder sein Kanaan entspricht ungefähr dem Arkadien der weltlichen Dichtung. Er setzt für gewisse Begriffe einfach alttestamentliche Namen ein. Wenn er z. B. sagen will, daß man nur durch Leiden zur Herrlichkeit kommen kann, so drückt er sich so aus:

Leam muß man erstlich küssen /
Eh uns Rahel lieb gewinnt.
Blumen kann man nicht geniessen
Bis der kalte Schnee zerinnt. (Schmuck 38, 13.)

und setzt die Erzählung Gen. 29 als allgemein bekannt voraus. Oder er spielt auf den alttestamentlichen Vorgang Ex. 12, 13 an, wenn er sagt:

Bestreiche meines Hertzens-Pfosten /
Der Würger wird vorübergehn. (Freudenöl 61, 5).

Bisweilen spielt er auf so fremde Vorgänge und Namen an, daß, wie Hoffmann von Fallersleben sagt,[1]) „selbst die fleißigsten Bibel-

[1]) Spenden z. Dtsch. Literatur-Gesch. II S. 88.

leser in Verlegenheit geraten würden, wenn sie neben Kanaan, Eden, Sodom, Thabor, Belial, Lea und Rahel von Chephzibah, Mizpa, Gosen, Gad, Bochim, Mara, Kedar, Bethabora, Ophir, Gilboa hörten, und darüber Rechenschaft geben sollten".

Weiter ist ein Streben nach äußerem Aufputz in dem Anbringen von geistreichen Wortspielen zu erkennen. Man muß zugeben, daß diese bisweilen gar nicht ungeschickt sind z. B. wenn er den Himmel schildert:

Wo das Creutze sich in Palmen /
Unser Klagelied in Psalmen
Unsre Last in Lust verkehrt (Mara 88, 1.)

oder:

JEsus Treu ist ohn Reu. (Schmuck 4, 5.)
Ich lebe, wo ich liebe. (Liederst. 69, 4).

Überhaupt ist Schmolck ein Meister in derartigen kleinen Wortspielen und Feinheiten. Seine Begabung liegt weniger in der Komposition großer Gedanken, als vielmehr in der geistvollen Ausführung von Einzelheiten; er setzt seine Lieder mosaikartig aus vielen Kleinigkeiten zusammen. Hier ist Schmolck ganz das Spiegelbild seiner Zeit, die im Kleinen und Einzelnen oft recht gutes leistete; man denke vor allem an die Widmungsgedichte der Bücher. Aber nur zu häufig verfällt dieses geschickte Anbringen von Kleinigkeiten in das Spielerische. Selbst in ernsten Liedern fallen dem Dichter Wortspiele ein, z. B. bei dem Gedanken an Jesus Tod:

Wer will mich und JEsum scheiden /
Ob er gleich verschieden ist. (Schmuck 56.)

oder in einem Trauerliede tröstet er:

Nach dem Weinen lässet er /
Wein auf seine Taffel setzen. (Schmuck 25, 4.)
Und sterb ich also, eh ich sterbe,
So sterb ich, wenn ich sterbe, nicht. (Mara 97, 6.)

Man sieht wie Schmolck sich freut, wenn ihm wieder ein neues Wortspiel eingefallen ist. In der Vorrede zu den „Kleidern" kann er nicht umhin, anzudeuten, daß Kleider und Lieder eigentlich nur „durch einen einzigen Buchstaben unterschieden sind."

Es läßt sich eine ganze Blumenlese derartiger Wortspiele herstellen: Wallfahrt — Wohlfahrt; Siechbette — Siegbette, Kammer — Kummer, heilen — heulen, Jugend — Tugend.

Labt euch, lebt vergnüget
Liebt, weil GOtt es füget,
Lobet seinen Rath! (Klage 71).

Zu diesem Spielen mit versteckten Buchstaben gehört auch das verdeckte Anbringen von Namen in den Liedern. Schmolck hat eine außerordentlich große Zahl Akrosticha verfertigt. Manchmal nicht ohne Geschick, sodaß der Inhalt kaum darunter leidet, oft aber nur zum großen Nachteil für den Inhalt. Gleich in der ersten Sammlung, in den „Liederfl." findet sich eine große Zahl Akrosticha; es sind die Lieder von Nr. 2—40 und dann Nr. 60, 61 und 124; im „Schmuck" die Lieder 1—28, 30—33, 39, 40, 103, 150; im „Freudenöl" 27—29, 41—43, 45—47, im „Saitenspiel" 89, 90, 93—98; in den „Kleidern" Nr. 75; in „Mara" 6, 10, 12, 91; in „Bochim" 2, 3, 6—19; in der „Klage" 103 und 108, sodaß sich im ganzen 122 Akrosticha ergeben. M. J. Gottschaldt gibt in Kluges Hymnopoeographia 1751 S. 159 ff. eine Zusammenstellung dieser Akrosticha und kommt zu dem Schlusse, daß „destomehr die unvergleichliche vena poëtica Schmolkiana auch hierinnen zu admiriren" sei. Uns erscheint diese Spielerei nicht gerade als ein Zeichen hoher dichterischer Befähigung. Während meist einfach die ganze Reihe der ersten Buchstaben aller Zeilen den vollen Namen ergibt — häufig sind es adlige Namen —, werden bisweilen die Buchstaben auch kunstvoll verschlungen, z. B. Liederfl. 28; hier sind zwei Namen verwebt, sodaß jedesmal ein Buchstabe vom ersten, mit einem vom zweiten Namen wechselt.

Vereint mit diesem äußeren Schmuck geht die Anwendung einer pomphaft schwülstigen Ausdrucksweise. Mit starken Ausdrücken klagt Schmolck:

PReßt ihr mit Angst beklemmten Sinnen,
Aus meinen Augen eine Bach!
Und lasset tausend Thränen rinnen!
Lauff über, Mund, von Ach und Ach!
Und du, mein armes Hertze, brich!
So schmertzt der Sünden Fersen-Stich. (Freudenöl 45, 1).
Augen, warum machet ihr
Solche Wolken-Brüche. (Schmuck 57, 5).
ACh, daß ich Wasser gnung in meinem Haupte hätte,
Ach könt ein Thränen-Quell in meinen Augen seyn!
(Klage 50, 1)

In hyperbolischen Ausdrücken kann er sich gar nicht genug tun. Bei jeder Hochzeit wünscht er, daß „tausend Freuden-Sonnen scheinen" oder läßt „tausend Ehren-Bogen" setzen, und bei jedem Todesfall stürzen „tausend Thränen-Güsse". Beim Tod des Kaisers Josef 1711, unter dessen Regierung die Hoffnung der Schlesier auf Erleichterungen nicht erfüllt wurden, bezeugt Schmolck gleichwohl mit emphatischen Wendungen seiner Trauer:

Joseph ist verschieden
Ach ein Donnerschlag!
Saget einem jeden:
Diesen Trauer-Tag.
Der sey härter als die Steine,
Der bey dieser Grufft nicht weine.
Josephs Tod verschmettert
Unser Marck und Bein. (Schmuck 66, 5, 6).

Auch hier muß man neben den hochtönendsten Phrasen auf sehr nüchterne Wendungen gefaßt sein:

Ein Wort, ein Donnerschlag, der Marck und Bein berühret:
Die theureste Mama hat uns der Tod entführet. (Rosen 1, 1).

Auch in Ausdrücken der Niedrigkeit verfällt er sehr gern in Übertreibungen:

Was bin ich denn? Nur Asch und Erde,
Ein armer Wurm, ein Maden-Haus (Klage 7, 2).
Ein Mensch / der arme Sack voll Maden / (Schmuck 36, 1).

Ferner gefällt er sich in scharfen Antithesen:

Durch Schmach führt Er zu Ehren /
Durch Armuth zum Vermehren /
Durch Thränen zum Gewinn /
Durch Demuth zum Erheben /
Ja durch den Tod zum Leben /
Und in den Himmel hin. (Liedersl. 57, 3).

Mit ungeheurem Schwulst belastet er den Stil. Schon die Titel seiner Bücher sind wahre Musterleistungen von Schwülstigkeit: „Schöne Kleider Vor einen Betrübten Geist / Welche Denen Traurigen zu Zion In gesammelten Liedern überreichet" . .; „Der gläubigen Seelen Andächtiges Sela Unter dem Creutze Christi; Freuden-Öl in Traurigkeit"; Der „Lustige Sabbath u. a. Gerade in Bezug auf derartig überladene Büchertitel fand ja Schmolck genügend Vorbilder im 17. Jahrhundert.

Einmal braucht er eine ganze achtzeilige Strophe zu folgender Anrede:

Falsches Blend-Werck, eitler Sinnen /
Larve der verkehrten Zucht /
GOTT von aussen / Welt von innen /
Scheinbar-schöne Sodoms-Frucht /
Übertünchtes Leich-Gerüste /
Tauben-Art im Schlangen-Fell /
Zucker-Mund und Otter-Brüste /
Todten-Gifft im Honig-Quell. (Liedersl. 96, 1).

und noch immer weiß man nicht, was er mit dieser Anrede bezeichnen will; erst die zweite Strophe bringt Aufklärung, daß er die Heuchelei damit meint:

Heucheley / der Laster Laster /
Heucheley / der Seelen Mord / . .

und nun häuft er dieselben Ausdrücke in langer Reihe. In dem kurzen fünfstrophigen Liede „Liedersl." 62 bringt er es fertig, allein 23 mal den Namen Jesus anzubringen; ähnlich wiederholt er in „Liedersl." 58 das Wort „Endlich" und in „Liedersl." 82 das Wort „Thränen."

Deutlich tritt hier der Einfluß der späteren schlesischen Dichter hervor, die mit ihrem Marinismus damals den Geschmack von ganz Deutschland beherrschten. Schmolck gibt wiederholt seiner Bewunderung für seine großen Landsleute Ausdruck. In der Vorrede zur „Wundervollen Schneekoppe" 1737 sagt er: „Unser Vaterland Schlesien zeiget manche Seltenheiten, welche denen Ausländern eine Verwunderung erwecken . . Absonderlich haben sie die Ehre, daß die Teutsche Poesie in ihrem Schoosse jung worden, und hernach nicht nur in den benachbarten sondern auch weit entlegenen Grenzen fortgepflanzet worden." Die Bewunderung äußert sich ferner darin, daß er im Vergleich zur Dichtung seiner Landsleute seine eigene als minderwertig bezeichnet. Im „Sabbath" äußert er: „Die heutige Poesie ist viel zu delicat, daß es (Schmolcks eigenes Liederbuch) unter solchem Titul passiren sollte." Sahen wir doch auch, daß alle aus der Leipziger Zeit erhaltenen Gedichte ganz im Geiste der späteren Schlesier gehalten waren; und an diese Zeit denkt er mit Stolz zurück: „Ich weiß auch wohl eine Zeit, da ich meine Gedichte besser aufbutzte" (Kleider). Und 1726 bekennt er, daß

seine „Arbeit nicht so sei, wie es die Grund-Sätze einer vollkommenen Poesie erfordern." Und indem er nun seine Landsleute bewundert und ihre Manier auf seine Lieder überträgt, verwickelt er sich in einen unlösbaren Widerspruch mit seiner ursprünglichen Tendenz, „in aller Einfalt" zu dichten. Dieses Hin- und Herschwanken zwischen zwei entgegengesetzten Prinzipien zieht sich durch seine ganze Dichtung hindurch. Es berührt sich mit dem andern Widerspruch, den wir vorhin konstatieren konnten: wir sahen, daß der Dichter ernste Lieder nach großen Gesichtspunkten dichten wollte, daß er aber meist nur flüchtige Gelegenheitsdichtungen herausgab. In diesen wenigen Liedern allgemeinen Inhalts nun hat er die Einfachheit durchaus zu wahren gewußt. Aber in den Gelegenheitsliedern vergißt er alle Mäßigung und verwendet die Zierraten der weltlichen Dichtung in übermäßiger Fülle.

Dieses unentschiedene Schwanken lag außerdem in der ganzen Zeit. Um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts herrschte im allgemeinen der Marinismus der späteren schlesischen Dichter mit seinem Streben nach äußerer Prachtentfaltung. Gleichzeitig aber wirkte der Einfluß Christian Weises, der auf Einfachheit und Schlichtheit drang. Diese Gegensätze sind deutlich sichtbar in der Dichtung der Zeit; aber beide traten nie in eine ausgesprochene Feindschaft zu einander. Vielmehr berührten sie sich in vielen Punkten und durchdrangen einander. Deutlich zeigt sich dies bei Chr. Weise. In seinen curiösen Gedanken 1702 handelt er, nachdem er seine Ansichten über einen einfachen Stil vorgetragen hat, S. 486 bis 524 „vom hohen Stylo" dann S. 501 ff vom „Breßlauischen Stylo" und hebt mit unverkennbarem Wohlwollen dessen Vorzüge hervor. Nachdem er von Opitz geredet hat, fährt er Seite 507 fort: „Nach der Zeit hat diese vornehme Landsmannschafft das erworbene Lob nicht verliehren wollen / und vornehmlich hat der Herr von Hoffmanns-Waldau sehr viel darzu gethan / weil er die Majestät des Opitianischen Styli mit sinnreichen Allusionibus, sonderlich mit nachdencklichen Allegorien / auch sonsten mit ungemeinen argutiis hat recommendiren können." Anderseits versichert sogar Hofmannswaldau in der Vorrede zu seinen Heldenbriefen, daß sein Stil einfach sei: „Viel von Heydnischen Göttern und übersteigenden gezwungenen Redens-Arten, wie auch andere gemeine Schul-Possen,

werden hier wenig zu finden seyn". Hatte man zwar vielleicht gegen den übertriebenen Schwulst Lohensteins im beginnenden 18. Jahrhundert etwas einzuwenden,[1]) so war man sich des offenbaren Gegensatzes zwischen Einfachheit und Prunk nicht voll bewußt. Besonders die damaligen Poetiken von Morhof, Omeis und Hunold-Menantes zeigen eine bunte Vermischung dieser zwei Prinzipien.[2]) In den ersten Jahrzehnten klärten sich zwar allmählich diese Gegensätze, aber bevor sich diese Klärung vollzog, stellten sich, wie G. Waniek[3]) sich äußert, „die Bestrebungen um deutsche Sprache und Literatur bis zum Ende der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts als eine Menge von Kraftäußerungen dar, denen es an den rechten Angriffspunkten, wie an bestimmten Zielrichtungen mangelte; daher verzehren sich die Kräfte gegenseitig und es fehlt an einer stetigen Fortentwickelung". Und in dieser Zeit der ungeklärten Gegensätze bildete sich Schmolcks dichterische Anschauung. Kein Wunder, daß sie ganz den Stempel dieses Schwankens zwischen diesen zwei Richtungen trägt. Sein Lebensgang führte ihn, wie wir sahen, in bunter Reihenfolge durch verschiedene Einflüsse: als Schlesier begeistert für seine Landsleute, geriet er in Lauban durch Hoffmann unter Weises Einfluß; in Leipzig traf er trotz literarischer Kämpfe einen unentschiedenen Zustand, und zuletzt in Schlesien war eine Begeisterung für den Pomp der Landsleute naturgemäß.

Schmolck hat in dieser unsicheren Zeit einen Halt gesucht, der ihm aber schließlich auch nicht viel nützte: und das ist Morhof. Es zeigt sich ganz deutlich, wie Schmolck sich an diesen älteren Meister anlehnt. Er verweist selbst wiederholt in seinen Vorreden auf Morhofs „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie", und zwar vor allem in den Vorreden zum „Sabbath" und „Andächtigen Hertz". Er entlehnt hier zum Teil wörtlich Stellen aus Morhofs Abhandlungen „Von der teutschen Poeterey" S. 252 ff., z. B. verteidigt er die Notwendigkeit der Reime gegen die Einwände des Isaak Vossius und Rolandus Maresius, und führt des „Sluſii und Sorbiers widerwärtige Meinungen" dagegen an,

[1]) E. Neumeister urteilt von Lohenstein: obscurior vero saepe & plerumque insuavior in aures ruens. Dis-ertatio. S. 65 auf 66.

[2]) Vgl. Borinski, Die Poetik der Renaissance 1886. S. 244, 375.

[3]) Gottsched u. d. Dtsch. Lit. seiner Zeit. Leipz. 1897. S. 5.

genau so wie Morhof im VII. Kapitel „Von den Reimen, ob sie nothwendig sind in der gemeinen Poesie" (S. 509). Oder wenn Schmolck in eben dieser Vorrede nur beiläufig sagt: „Die Reim-Gebethlein sind älter als wir alle. Die Deutschen haben sie nicht von den Ebreern / die Juden aber wohl von den Christen gelernet," so sagt Morhof S. 535 genau dasselbe. Auch sonst decken sich die dichterischen Anschauungen Schmolcks in den meisten Fällen mit denen Morhofs. Auch Morhof ist des Lobes voll für die Schlesier Hofmannswaldau und Lohenstein. Von den Gedichten des ersteren erwähnt er in seiner Vorrede, daß sie „billig unter den vornehmsten poetischen Wercken hiesiger Zeit gesetzt zu werden verdienen." Und von Lohensteins Werken erklärt er, daß sie „wegen deß sonderlichen hohen Geistes nicht gnug können gelobet werden." Aber gleichzeitig, wie Schmolck sich gegen die allzu hochtrabenden Worte schon ablehnend verhält, sagt auch Morhof: „Dann es ist an dem / daß in den hohen Redens-Arten / wann sie so kurtz auff einander folgen, und constipiret werden, der Leser seinen Verstand verwickelt." Wohl tritt Morhof für einen angemessenen Schmuck in der gewöhnlichen Lyrik ein, er sagt S. 643 f.: „Sonsten ist eine Ode / insonderheit wenn sie nicht gesungen wird / der höhesten Redensart fähig. . Ja sie übersteiget selbst die Heldenart / dann es sind audaciores Metaphorae und andere Redensarten zu gelassen / die man im Heroico genere nicht gebrauchen kan." Aber für die geistlichen Lieder fordert er genau so wie Schmolck Einfachheit; er sagt S. 644 von den geistlichen Oden: „Bey den alten ward die höheste Redensart in denselben gebrauchet / im Teutschen aber wird der Music / und des gemeinen Gebrauchs halber eine Maasse hierinen zu halten seyn. . Ich wollte auch davor halten, daß man zwar außerlesene Wörter in den Liedern / die gesungen werden / aber keine gar hohe und Metaphorische Redensarten / gebrauchen solle. Denn wenn die Wörter nicht verständlich sind / daß man zugleich mit dem Thon den vollkommenen Verstand der Wörter haben kan / so hat solches keine Krafft in Bewegung der Gemüther." In allen diesen hauptsächlichsten Punkten geht Schmolck deutlich in den Bahnen Morhofs.

Es sind meist nur Einzelheiten, in denen Schmolck von Morhofs Anschauungen abweicht. Um nur ein Beispiel anzuführen,

Schmolck liebte, wie wir sahen, die Akrostícha sehr, und hat eine große Reihe akrostichischer Lieder gedichtet; Morhof dagegen verurteilt diese Spielerei auf das Entschiedenste: „Die Acrosticha, die schon zihmblich alt sind / . . . und andere lusus ingenii, Carmina, deren jedes Wort von einem Buchstaben anfänget / . . und andere Münchgalantereyen / sind Sachen, die man vor die lange weile bißweilen lieset / darinnen aber eine schlechte Kunst stecket." (S. 699 f.)

Aber noch eins ist zu betonen: Wenn Schmolck sich an Morhof anschließt, so folgt er einem Mann, dessen literarische Bedeutung in der Hauptsache schon in einer vergangenen Periode liegt. Sein „Unterricht von der teutschen Sprache" erschien schon 1682, und wurde nach seinem Tode im Jahre 1700 zum zweiten Male aufgelegt, 1704 begannen dagegen erst die literarische Tätigkeit Schmolcks und erstreckte sich bis 1735 über drei Jahrzehnte, die eine ganze Reihe von neuen Fortschritten in der deutschen Literatur brachten, und die die Anschauungen Morhofs schnell überflügelten. Entwickelt nun Schmolck von Morhof kommend seine Anschauungen den neuen literarischen Strömungen entsprechend? Leider kann die Antwort nur verneinend ausfallen. Schmolcks Poesie hat weder in Theorie noch in der Praxis während seines ganzen Lebens eine nennenswerte Entwickelung durchgemacht. Die Lieder, die er 1704 herausgab, und die von 1735 weisen keinen prinzipiellen Unterschied auf, die einzige Entwickelung, die man deutlich sieht, ist, daß die anfangs verhältnismäßig lebhaften Lieder voll frischen und ursprünglichen Lebens allmählich hinter eintönigen farblosen zurücktreten; denn von Mitte der zwanziger Jahre ab sind die Lieder fast völlig erstarrt. Und die geistige Gleichgültigkeit in literarischer Beziehung zeigt sich auch schon darin, daß Schmolck niemals an seinen Liedern, wenn er sie aus einer früheren in eine spätere Sammlung übernimmt, nennenswerte Änderungen anbringt. Wenn nun diese drei Jahrzehnte, in die Schmolcks dichterische Tätigkeit fällt, zwar noch keine solchen Werte schufen, die ihre Zeit überdauert hätten; so brachten sie doch den Zusammenbruch des Alten und zeigten das Wetterleuchten, das den Anbruch einer neuen Zeit verkündete. Das Ansehen der schlesischen Dichter sank; waren anfangs noch Männer wie Postel, Neumeister, Amthor Brockes, Neukirch und Christian Gryphius ganz im Banne des schlesischen Geschmackes gewesen, so

vollzog sich jetzt eine allgemeine Abkehr von diesem Einfluß. Für die Schlesier hatte man nur noch Spott übrig. Fern in der Schweiz und in Leipzig traten Männer mit neuen Anforderungen an die Dichtkunst auf. Als Vorboten einer neuen Zeit erscheinen 1721 die Diskurse der Maler in Zürich, 1725/26 die vernünftigen Tadlerinnen, 1727/28 der Biedermann, alle einig im Kampf gegen die Unnatur und Verstiegenheit der späteren Schlesier. Und ehe Schmolck 1737 die Augen schloß, stand schon Gottsched in Leipzig auf dem Höhepunkte seines Ansehens, in ganz Deutschland staunend begrüßt. Und der Wellenschlag dieser Bewunderung für Gottsched ist auch bis in Schmolcks unmittelbare Nähe gedrungen. Denn der mit Schmolck eng befreundete zweite Geistliche in Schweidnitz, der geistvolle M. Gottfr. Balth. Scharff, war einer der überzeugtesten Anhänger Gottscheds. Dies geht aus den Briefen hervor, die Scharff an Gottsched geschrieben hat[1]), in denen er voll Bewunderung für den Leipziger Neuerer nur Spott für den Schwulst und die Unnatur der eigenen Landsleute übrig hat. Resigniert aber offen und ehrlich gibt Schmolck einmal zu, daß er dem Geiste der Zeit nicht hat nachkommen können, wenn er 1730 in der Vorrede zum III. Teil der Trost- und Trauerschriften sagt, daß seine Poesie „nicht nach dem Geschmacke derer, die alles mit dem verjüngten Maßstabe abmessen", sei. „Das letzte gestehe ich selbst, und gebe mich auch für keinen Poeten aus, der denen Grund-Sätzen der hohen Poesie in allem nachgefolget". Und so ragt Schmolck als ein Rudiment aus dem vergangenen Jahrhundert weit in eine neue Zeit hinein. Schon in seinen besten Jahren war seine Poesie veraltet; die Zeit ging über ihn hinweg, denn ihm fehlte die Kraft und der Drang nach vorwärts. Sein dichterisches Anschauen baut sich auf Grundlagen auf, die schon fast veraltet waren, als sie erworben wurden. Schmolck ist kein Neuerer oder Neuschöpfer; seine Tätigkeit ist ausschließlich erhaltend und beschränkt sich auf das Ausbauen schon vorhandener Formen.

Auch in metrischer Beziehung hat Schmolck nicht nach Neuem gestrebt. Er schließt sich hier ganz an die überlieferten Formen

[1]) Sie befinden sich handschriftl. auf der Leipz. Univ.-Bibl. Unter dem Gottschedschen Briefwechsel Nr. 272, 287, 308, 330, 412, 445, 496, 529, 775, 795.

an. Die Lieder sind sämtlich strophisch und für die Musik bestimmt; auch hier wandelt Schmolck in den Bahnen Morhofs, der sagt: (S. 642): „Ja er kan gar eine schon erfundene Melodey nehmen / und darnach das metrum einrichten / welches ich vielfältig gethan". In den meisten Fällen schließt sich auch Schmolck in seinen Liedern an bereits vorhandene Melodien an; dabei zeigt sich, daß er einige wenige Melodien stark bevorzugt. So hat er die Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten", nicht weniger als 110 Liedern zu Grunde gelegt; gegen 80 mal verwendet er die Melodie „Meinen Jesum laß ich nicht"; 60 mal „Jesus meine Zuversicht"; 50 mal „Was Gott tut das ist wohlgetan". Die Bevorzugung dieser Melodien ist einerseits wohl darauf zurückzuführen, daß Schmolck seinen Liedern eine weite Verbreitung wünschte, denn sie konnten am schnellsten populär werden, wenn sie im alt vertrauten Gewandte auftraten. Andrerseits tritt aber hier auch das dichterische Unvermögen Schmolcks zu Tage. Er litt an großer Formenarmut. Und dies wird besonders deutlich, wenn man nicht nur die vorgeschriebenen Melodien sondern den ganzen metrischen Aufbau der Lieder betrachtet. Rund 500 seiner Lieder bestehen aus einfachen jambischen oder trochäischen Dimetern; das ist weit mehr als die Hälfte aller seiner Lieder. Und auch die übrigen Lieder haben meist ganz einfache metrische Formen.

Die einzelnen Strophen schließen stets eine ganze Gedankenreihe ab, nur ausnahmsweise verstößt Schmolck hiergegen wie z. B. Liederfl. 96, 1 und 2. Die Strophen haben in den meisten Fällen den in Kirchenliedern üblichen dreiteiligen Aufbau: zwei Stollen als Aufgesang und einen Abgesang. Selten (nur rund 25 mal) verwendet er den sog. Hildebrandston, der im allgemeinen an die Melodie „Herzlich tut mich verlangen", gebunden ist. Die kurzen Reimpaare sind ganz vereinzelt. Die Anzahl der Strophen in den einzelnen Liedern ist im allgemeinen kleiner, als der Durchschnitt der meisten anderen Kirchenlieder beträgt; die Lieder P. Gerhardts z. B. bestehen meist aus mehr Strophen. Durchschnittlich kommen bei Schmolck auf jedes Lied 6—8 Strophen; doch finden sich vereinzelte kleine Lieder von nur 3 Strophen und nur ausnahmsweise bringt er es auf 60 oder gar 88 Strophen (vergl. Kleider 53, Freudenöl 50, 62, 66).

Die Reime sind meist sehr geschickt und gewandt. Sie stellen sich dem Dichter sehr leicht und ungesucht ein. Fast nie hat man den Eindruck, als ob sie mühsam herbeigeholt wären, oder daß um ihretwillen der Sinn beeinträchtigt sei; sondern sie drängen sich meist wie von selbst auf, selbst Binnenreime stellen sich oft ganz unwillkürlich ein. Das Reimen ist Schmolck ungeheuer leicht gefallen; Scharff sagt von ihm im „Heiligen Oel" 1741, daß das Dichten ihm keine Arbeit gewesen sei, sondern ihm wie von selbst floß. Diese Gabe ist ihm aber zum Verhängnis geworden. Denn nur durch diese Leichtigkeit im Reimen wurde er verführt, eine so außerordentlich große Zahl Lieder zu dichten. Schmolck zählt mit seinen ca. 1200 Liedern zu den fruchtbarsten Dichtern, die die Literaturgeschichte kennt.

Die Reime sind im allgemeinen rein, das heißt in dem Sinne, wie es die damalige Zeit nach dem Vorbilde Opitzens auffaßte: nach schlesischer Aussprache rein. Wie sehr man in den Reimen den landschaftlichen Charakter respektierte, geht auch noch aus den Statuten der deutschen Gesellschaft vom Jahre 1727 deutlich hervor, in denen der Paragraph 17 bemerkt: „Der Reime wegen soll es Schlesiern freistehen wie Gryphius, Lausitzern wie Weise, Meißnern wie Besser und Philander zu reimen . . ."[1]) Schmolck hat für Fragen über den Reim lebhaftes Interesse gehabt; er polemisiert nach Morhofs Vorbild gegen die Neuerer, die für Reimlosigkeit eintreten. (Vgl. And. Hertz.)

Neben den strophischen Liedern hat Schmolck eine große Reihe unstrophischer Kantaten gedichtet. Diese Form war damals eine Neuerung auf dem Gebiete kirchlicher Poesie, sie war durch E. Neumeister seit 1704 in den Kirchengesang eingeführt worden, und zwar unter dem Einflusse der Musik, die in dieser Zeit einen großen Aufschwung erlebt hatte. Die kirchliche Musik hatte sich bis dahin an die strophischen Lieder gebunden, jetzt aber empfand sie den strophischen Zwang als eine lästige Fessel, die sie in der Bewegungsfreiheit hindere. Sie suchte ungebundene rhythmische Texte, an denen sie sich frei entfalten konnte; und diese freien

[1]) Vgl. Waniek Gottsched 1897. S. 86.

Texte boten ihr die Kantaten.[1]) Diese bestehen zumeist aus drei sog. Arien und zwei dazwischen eingeschobenen Rezitativen. Die kürzeren Arien sind noch am ersten den Strophen ähnlich, sie haben in der Regel gleich lange Zeilen und sind gereimt; ganz ungebunden dagegen sind die Rezitative: Hier wechseln zwei- bis sechshebige Reihen bunt durcheinander. Auch die Reimstellung ist frei; beliebige Zeilen können mit einander reimen, auch Waisen sind erlaubt; der reimgewandte Schmolck macht allerdings von letzterer Freiheit selten Gebrauch. Die Rezitative haben eine Ausdehnung von 5 bis 15 Zeilen. Ihr Versmaß ist meist jambisch, doch sind oft mitten drin trochäische oder daktylische Verse eingestreut. Im allgemeinen stehen Schmolcks Kantaten an Wert ziemlich tief unter seinen strophischen Liedern: die Musik sollte hier die Hauptsache sein, hinter der der Text zurücktrat. Wer diese Kantaten in Musik gesetzt hat, ist nicht sicher zu ermitteln. Im Saitenspiel erwähnt Schmolck, daß „die berühmtesten Komponisten in fürstlichen Hofkapellen" ihn brieflich um Kantaten gebeten haben. Der ganze Cyklus von 88 Kantaten für jeden Sonntag des Jahres, das „Namenbuch", ist in Gotha und Kaufbeuren musikalisch aufgeführt worden. Georg Benda, seit 1748 Kammermusikus in Gotha und einer der angesehensten Komponisten seiner Zeit, hat die Musik dazu geschrieben.[2]) Der größte Musiker der Zeit, Sebastian Bach, der viele Kantaten u. a. auch von E. Neumeister komponierte, hat keine von Schmolcks Kantaten musikalisch verwertet.

Gebetbücher.

Neben den Liedern hat Schmolck eine größere Reihe von Gebetbüchern verfaßt. Es sind: 1706 Die Heiligen Flammen, 1714 Das Andächtige Hertz, 1717 Der Geistliche Wanderstab,

[1]) Phil. Spitta Musikgesch. Aufsätze Berlin 1894. S. 61 ff. Die Anfänge madrigalischer Dichtung in Deutschland —. Von demselben: Joh. Seb. Bach, Leipzig 1873. S. 461 ff.

Karl Voßler, Das deutsche Madrigal Weimar 1889, S. 95 ff.

[2]) Nach einem Vermerk auf der herzoglichen Bibliothek Gotha; mitgeteilt durch Herrn Dr. R. Ehwald.

1720 Der Betaltar, 1730 Der Heilige Schauplatz, 1732 Der Geistliche Kirchengefährte, 1733 Der Patenpfennig und 1734 Das Andächtige Sela. Es zeugt von außerordentlich großer Fruchtbarkeit, wenn der Dichter neben den ca. 1200 Liedern noch 8 z. T. umfangreiche Gebetbücher herausgeben konnte.

Auch aus den Gebeten spricht derselbe Geist, wie aus den Liedern, und es liegen dieselben religiösen Anschauungen zu grunde, wie sie vorhin geschildert wurden. Nur im allgemeinen ist festzustellen, daß im großen ganzen der Charakter der Gebete ernster und feierlicher ist, als der in den Liedern. Dies erklärt sich aus der Bestimmung der Gebete, denn sie sind bestimmt zu ernster Selbstbesinnung des einzelnen oder zum Vorlesen im engen Familienkreise, während die Lieder im großen Verein der ganzen gläubigen Gemeinde öffentlich unter Musikbegleitung gesungen wurden. In den Liedern hat daher eine größere Farbenfreudigkeit ihren Platz als in den ernsten Gebeten. Sehr oft wird allerdings dieser Ernst der Gebete zu einer gewissen Starrheit und Leblosigkeit. Sie verlieren sich dann in abstrakte dogmatische Gedankengänge, denen jede persönliche Note fehlt. Besonders findet sich dies auch hier bei dem Betonen der Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit des Menschen, wo hinter abstrakten Begriffen das persönliche ganz in den Hintergrund tritt. Und an vielen Stellen erscheint das Hervorheben der Sünde so zur Manier geworden und erstarrt, daß das düstere Bild, das man sich im allgemeinen von den altersgrauen Traktaten, Tröstern und Postillen macht, oft gerechtfertigt erscheint. Es ist aber auch nicht zu leugnen, daß in vielen Gebeten eine tiefe Innerlichkeit herrscht, die deutlich eine befruchtende Einwirkung von Seiten des Pietismus verrät.

Die Stoffe, die Schmolck in seinen Andachtsbüchern behandelt, sind teils kirchliche, teils häusliche. Unter die kirchlichen Gebete fallen vor allem die Buß-, Beicht- und Kommunionsandachten. Diese sind meist sehr ausführlich gehalten, die Gebete für den Verlauf einer einzigen Beicht- und Abendmahlsfeier umfassen z. B. im Betaltar ziemlich 100 Seiten und zerfallen in 20 Einzelgebete. Gerade in dieser Differenzierung zeigt sich deutlich der Einfluß des Pietismus, der in den Gebeten auf eine genaue Analysierung der Seelenzustände großen Wert legte. Neben diesen Gebeten für die

Abendmahlsfeier hat Schmolck auch Cyklen von Gebeten für den Verlauf der Sonn- und Festtage verfertigt. Diese waren meist für den Gottesdienst selbst bestimmt, d. h. die Gemeinde nahm diese Gebete mit in den Gottesdienst und las während der Zwischenspiele der Orgel die Andachten, die auf das Evangelium, die Epistel und die Predigt vorbereiteten. Eine besondere Art Gebete sind die für die kirchlichen Jahreszeiten bestimmten, z. B. Gebete für die Zeit von Ostern bis Pfingsten usw. Diese Gebete — sie sind meist sehr umfangreich — setzen sich einfach aus Betrachtungen über die kirchlichen Perikopen, die in die betreffende Zeit fielen, zusammen. Als Gebet für die Passionszeit bestimmt ist der „Schauplatz", eine poetische Bearbeitung des Bugenhagenschen Passionals. Ebenfalls für die Passionszeit berechnet ist das „Andächtige Sela", das zwischen referierende Teile aus der Passionsgeschichte kurze erbauliche Abschnitte einschaltet. Nur für die schlesischen Verhältnisse berechnet sind „Der Wanderstab" und „Der Kirchengefährte", sie sind für die dortigen Gemeinden bestimmt, die infolge der Einziehung der evangelischen Kirchen weit entfernt von einem Gotteshause wohnten.

Neben solchen für kirchliche Zwecke bestimmten Gebeten nehmen die Andachten für den häuslichen Gebrauch einen noch größeren Raum ein; vor allem sind es Morgen- und Abendandachten. Diese lagen dem Dichter seiner ganzen Anlage nach am besten; hier konnte er in leichtem Fluß der Gedanken das, was ihn und die meisten Christen seiner Zeit bewegte, in leicht faßlicher Form vorbringen. Und deshalb sind diese Morgen- und Abendandachten auch gerade so ungeheuer verbreitet gewesen. Sie sind unzählige Male gedruckt und in viele andere Gebetbücher aufgenommen worden. Für häusliche Zwecke sind ferner bestimmt die: „Beth- und Danck-Opffer in allerley Ständen und mancherley Nöthen". Das sind Gebete in Krankheiten, Seuchen und Todesnot, in großer Dürre und Nässe, in Gewittern, für Reisende usw. Auf die Gebete für Kranke und Sterbende hat Schmolck großen Fleiß verwendet; und sie sind es, in denen wirklich lebendige, aus tiefem Herzen kommende Töne erklingen. Hier sieht man, daß die Bitten und Trostworte, die er hier bietet, wirklich aus Erfahrungen an Krankenbetten stammen, und daß diese in ernsten Stunden erprobt waren. Die Sterbegebete, besonders das „Um ein seliges Ende",

im Betaltar S. 592 ff., in dem der Sterbende erst noch einmal sein Leben vorüberziehen läßt und alle seine Sünden bekennt, dann aber mit einer großen Freudigkeit und unerschütterlicher Glaubenszuversicht sich in die Hände seines Gottes befiehlt, sind Perlen der christlichen Literatur, die wenig ihresgleichen haben. Weniger glücklich ist Schmolck in den Standesgebeten; diese Gebete für Eheleute, Eltern, Witwen, Waisen, Wöchnerinnen etc. sind oft sehr nüchtern und mit pädagogischen Ermahnungen durchflochten. Doch hat hier Schmolck mit gutem Gefühl einen Fehler vermieden, der in anderen Gebetbüchern häufig begangen ist, nämlich den, diese Gebete zu sehr zu differenzieren. Er gibt zwar noch Gebete für Dienstboten, aber er hütet sich, hier für jeden einzelnen Stand besondere Andachten einzuführen, wie es in vielen anderen Andachtsbüchern Gebete für jedes andere Handwerk: Schuster, Schneider, Barbiere, gibt.[1]) Dagegen begibt er sich auf ein Gebiet, das bisher noch wenig beachtet war, das der Kindergebete. Doch gerade mit diesen Kindergebeten, dem „Patenpfennig", hat er ebenso wenig Erfolg gehabt, wie mit seinen Kinderliedern. Er will kindlich reden und wird dabei trivial; außerdem tritt das pädagogische Element so stark in den Vordergrund, daß unter den gutgemeinten Ermahnungen der Charakter des Gebetbuches fast verloren geht. Das folgende Gebet:

HErre, lieber GOtt, in Gnaden
Meiner Eltern ihr Gebet,
Decke sie für allem Schaden,
Bringe sie zum Grabe spät.
Was die pflantzen und begießen,
Darauf lasse Seegen fliessen. (Patenpf. S. 70.)

zeigt, wie er mit großem Fleiß den kindlichen Ton zu treffen sucht; gut ist dem Kindermunde abgelauscht: „Meiner Eltern ihr Gebet;" daß aber die Bitte um langes Leben für die Eltern mit den Worten: „Bringe sie zum Grabe spät" gerade gut wiedergegeben ist, läßt sich schwer behaupten. Schmolck war ein Mann von 60 Jahren, als er dies schrieb, und in diesem Alter ist es wohl schwerlich jemandem vergönnt, seinen Geist einer zeitlich so weit entfernt liegenden Gedankenrichtung anzupassen.

[1]) Vgl. W. Scherer Gesch. d. dtsch. Lit. 1905[10] S. 348.

Der Stil der Gebete ist ruhig und gleichmäßig. Die Andachten haben einen feierlich gleichbleibenden Rhythmus, der ihnen, zumal wenn sie laut vorgelesen werden, eine tiefe Wirkung sichert. Die Sprache ist von biblischen Wendungen auf Schritt und Tritt durchflochten. Selten finden sich lange Perioden, wie sie in anderen Gebetbüchern oft so ermüdend wirken, vielmehr hat Schmolck sich einer wohltuenden Kürze befleißigt. Oft häuft er ganz gleichmäßig gebaute Sätze ohne Verbindung an einander: „Ich habe gesündigt, so habe ich auffgehöret dein Kind zu seyn, und bin dein Feind worden. Ich habe deine Gnade verachtet, und so bin ich deines Zornes würdig. Ich habe mit der gottlosen Welt gewandelt, und so sollte ich mit ihr verdammt werden. O wie viel böse Gedancken, die ich nicht mehr alle weiß! O wie viel gottlose Worte, die ich nicht alle bedacht! O wie viel boßhafftige Sünden, die ich offt nicht vor Sünde gehalten.“ . . (Wanderstab 20). Im allgemeinen strebt Schmolck auch in diesen Gebeten nach Einfachheit; und er ist sich hier besser treu geblieben, als in den Liedern. Dennoch kann er auch hier bisweilen seine Vorliebe für äußerlichen Schmuck, Wortspiele, Metaphern, Antithesen nicht unterdrücken. In scharfen Antithesen häuft er: „Ich, der Ungerechte, er meine Gerechtigkeit. Ich der Schuldige, er meine Unschuld Ich der Verfluchte, er mein Segen. Ich der Todte, er mein Leben“ (Wanderstab 21). Oder in ruheloser Flucht von einem mystischen Bilde zum anderen jagt er:

Ich lege meinen Mund an JEsus Wunden hier.
Kein Todt / kein Teufel kan mir diesen Brunn verstopfen /
Aus diesem Felsen qvillt der Lebens-Strom herfür.
Führ mich / du rothes Meer / nach dem Gelobten Lande
Und lösch in meiner Brust der Sünden Flammen aus.
Hingegen sey das Oel zu meinem Liebes Brande
Und reinige mein Hertz / als dein geweyhtes Hauß.
(And. Herz 165/166.)

Die Gebete sind teils in Prosa, teils in Versen abgefaßt. Besonders die in Versen geschriebenen Gebete sind in Sprache und Ausdruck recht fließend. Hier ist Schmolck in seinem eigentlichen Elemente, und hier liegt auch der Hauptwert seiner Gebetbücher. Denn bisher waren — von einigen wenigen unbedeutenden Versuchen abgesehen — die Gebetbücher nur in Prosa geschrieben worden.

Schmolck gelingt es zum ersten Mal, die erfolgreiche Neuerung einzuführen, Gebete in poetischer Fassung zu verfertigen. Und es ist wohl verständlich, wenn diese neue Form nach den oft so eintönigen Prosaandachten, an denen die vorhergehende Zeit reich war, großen Anklang fand. Schmolck verwendet zumeist den seit Opitz's Zeit so beliebten Alexandriner. Und hier ist dieses ruhig hinfließende gleichmäßige Versmaß auch ganz gut am Platze; die einzelnen Reihen fließen in glattem Flusse, nirgends fühlt man, daß Schmolck irgendwo metrische Schwierigkeiten gehabt habe. Stets reimt er, und auch hier ist ihm die Geläufigkeit in den Reimen in dem gleichen Maße eigen, wie es in den Liedern der Fall war. Gegenüber den Prosagebeten zeigt sich in den Reimgebeten eine größere Lebendigkeit; sie halten etwa die Mitte zwischen den Liedern und den Prosaandachten.

Alle die oben erwähnten Stoffe, die Schmolck behandelt, waren schon vor ihm in der orthodoxen Literatur bearbeitet worden, höchstens Kindergebete waren seltener verfaßt worden. Er reiht sich also mitten in die asketische Literatur ein. Doch welches sind die näheren Verbindungslinien, die ihn mit dieser verbinden? In seinen ersten Jahren steht er deutlich unter dem Einflusse seines Landsmannes Caspar Neumanns, eines in der geistlichen wie weltlichen Literatur gleich erfolgreichen Mannes. Schmolck führte sich gleich zu Beginn seiner dichterischen Tätigkeit im Jahre 1706 mit einer Überarbeitung des Neumannschen Gebetbuches „Kern aller Gebete", (zuerst 1680 erschienen,) ein. Er bewies damit, daß er einen guten Blick für das wirklich wertvolle besaß; denn dieser „Kern aller Gebete" ist eins der erfreulichsten Gebetbücher, die wir besitzen. Es ist mit einer großen Lebendigkeit und ursprünglichen Frische geschrieben, die gar nichts von dem salbungsvollen Tone der meisten anderen Gebetbücher hat. In ganz kurz abgerissenen Sätzen bringt Neumann seine Bitten vor, daß sie wie Hammerschläge wirken. Das Buch, das anfangs gegen den Willen des Autors im Druck erschienen war, hatte bis zu seinem Tode (1715) 22 Auflagen erlebt und war in sämtliche europäische Sprachen übersetzt worden. Schmolck unternahm es, dies Buch zu versifizieren; damit vernichtete er allerdings ein gut Teil dessen, was den Hauptwert des Originals ausmachte: die knorrige kernhafte Sprache. Statt dessen flossen nun glatte gleichmäßige Verse dahin. Indes ist der Dichter bemüht, soviel

wie irgend möglich vom Ursprünglichen zu erhalten. Deshalb hat er zum Glück auch nicht den fließenden Alexandriner wie in seinen anderen gereimten Gebeten gewählt, sondern ein lebhafteres trochäisches Versmaß, das noch eher etwas von der Frische des Originals übernahm. Auch die Häufung von kurzen imperativischen Sätzen sucht Schmolck beizubehalten; eine kurze Gegenüberstellung möge die Art seiner Bearbeitung illustrieren: Neumann S. 6[1]): „ACh HERR wie ist meiner Feinde so viel / und setzen sich so viel wider mich! Darum so sihe an mein Jammer und Elend / und sey mir gnädig nach deiner grossen Güte /

Errette mich /
Erlöse mich /
Erhalte mich /
Bewahre mich /
Behüte mich /
Beschütze mich /" . . .

Dies verifiziert Schmolck, Liederflammen 1, 1:

HErr / mein Hort / mein Schutz / mein GOtt / ach wie viel sind meiner Feinde!
Darum wend ich mich zu Dir / als zu meinem besten Freunde:
Siehe meinen grossen Jammer / und mein vieles Elend an
Sey nach deiner grossen Güte mir mit Gnaden zugethan.
Mein Erretter rette mich / wenn mir Hülf und Trost verschwinden;
Mein Erlöser löse mich / wenn mich Sünden-Bande binden;
Halte mich / Du mein Erhalter; starcker Schutz bewahre mich;
Hüte / schütze / guter Hirte / ich verlasse mich auf Dich.

Deutlich sieht man hier, wie Schmolck sich bemüht, der Sprache des Originals möglichst nahe zu kommen, aber nur zu oft zwingt ihn das Versmaß zu nichtssagenden Wiederholungen, oder bedeutungslosen Flickwörtern. Wie der Dichter aber hier im allgemeinen im Banne der Neumannschen Sprache steht, so zieht sich dieser Einfluß auch ganz offensichtlich durch die folgenden Werke; gerade die erwähnte Häufung von kurzen gleichgebauten Sätzen ist zum großen Teil auf Neumanns Einfluß zurückzuführen.

In ein ebenso nahes Abhängigkeitsverhältnis tritt Schmolck mit seinem „Schauplatze" zu einem anderen Autor. Auch hier handelt es sich um eine Ueberarbeitung einer älteren Arbeit. Schmolck äußert

[1]) Nach der Ausgabe: „Gedruckt aufs neue / im Jahre 1681" o. O. (Leipz. Univ. Bibl.)

sich folgendermaßen darüber: „Eine Arbeit, die ich meine und auch nicht meine nennen mag. Das Rätzel muß ich dir erklären. Es kam mir vor zehn Jahren einige Poesie in die Hände, worinnen der Autor eben diese Arbeit vorgenommen. Ob sie schon nun nicht übel gerathen, so schiene es doch, als wäre das Werck nur für seine Landes-Leute gemacht: Denn die Rythmi waren alle so beschaffen, daß sie niemand leichter aussprechen konte, als der in Meissen jung worden. Darum machte ich mich darüber, und brachte sie in reinere Forme, damit sie auch in andern Gegenden Deutschlandes könten gesungen werden. Ich musterte auch eine und andere Redens-Arten aus, welche dem Paßions-Stylo nicht gemäß schienen, und ersetzte die in demselbigen befindliche Lücken. Da nun fast wenige Strophen übrig blieben, welche nicht ihre Ab- und Zusätze bekamen, so mag ich auch wol Theil an solcher Arbeit nehmen. Und diejenigen werden es also finden, die beyde Arbeiten gegen einander halten. Ich habe mich beflissen, den Worten der heiligen Geschichte aufs genauste nachzufolgen, und nur, wo es die gröste Noth erfodert, etwas zugesetzet. Darum gebe ich es auch für kein sonderlich Poetisches Werck aus, sondern nur für eine in gebundener Rede abgefaßte Beschreibung des Leidens JEsu, ob es gleich von seinem ersten Urheber unter einem viel höhern Titul verkaufft worden". — Sollte wirklich um 1720 eine meißnische Dialektdichtung[1]) entstanden sein? oder hat Schmolck nur an dem sächsischen Idiom dieser Dichtung in den Reimen Anstoß genommen? Aber wie tolerant man damals gerade in dieser Beziehung war, zeigten die schon vorhin erwähnten Statuten der Deutschen Gesellschaft vom Jahre 1727: Außerdem gewann gerade in den dreißiger Jahren das Meißnische Idiom durch Gottscheds Einfluß die Oberhand, so daß nicht zu vermuten ist, daß Schmolck es für verbesserungsfähig hielt. Oder meint Schmolck eine Dichtung aus früherer Zeit mit veraltetem meißnisch gefärbtem Sprachgebrauch, die ihm nur vor 10 Jahren in die Hände gefallen ist? Leider war das Original nicht mehr zu ermitteln. Indes kann dieses verschollene Original nicht viel Individuelles gehabt oder wenigstens an Schmolck weitergegeben haben. Denn es läßt sich feststellen,

[1]) Eine Umfrage in den Mitt. d. Vereins f. sächs. Altertum, Okt. 1908, durch d Güte d. Herrn Prof. Dr. Mogk blieb leider erfolglos.

daß Schmolcks „Schauplatz" sich eng an den Wortlaut des sogen. Bugenhagen'schen Passionals anschließt. Bugenhagen hatte die Geschichte des Leiden Jesus aus den vier Evangelisten zu einer fortlaufenden Geschichte dargestellt; der Kaplan Johannes Mantellus hatte es 1526 verdeutscht. Seitdem war es sehr weit verbreitet und in vielen Gesangbüchern abgedruckt worden, auch von vielen Dichtern in Verse gebracht worden. Dies Bugenhagensche Passional selbst schloß sich eng an den Text der Bibel an, man vergleiche z. B. Lucas 22, 1 und Matthäus 26, 1—3 mit dem folgenden Anfang des Passionals:[1]) ES war aber nahe das fest der süssen brod / das do Ostern heyst Und Jhesus sprach zu seynen Jüngern. Jhr wisset / daß nach zween tagen / ostern wird / vnd des menschē son wird vberantwort werden / das er gecreutziget werde.

Da versamleten sich die hohen priester vnd schrifftgelerten / vnd die Eltisten vom volck / yen den pallatz des Hohen priesters / der da hies Caiphas." Und hierzu vergleiche man den Schmolckschen Text:

ES nahte sich das Fest, genennt von süssen Brodten,
Da sprach des Menschen Sohn: Jhr wißt es, meine Bothen,
In zweyen Tagen fällt das Fest der Ostern ein,
Da ich zur Creutzigung werd übergeben seyn.
Alsbald versammleten sich Priester, Schrifftgelehrten
Und Aeltesten im Volck, die sich bey Caiphas mehrten,
In selbigem Palast beschlossen sie den Rath. . .

In diesen drei Fassungen findet sich eine so enge Anlehnung, daß für eine dazwischenliegende Fassung wenig übrigbleibt; und wahrscheinlich sind es eben nur Äußerlichkeiten, die Schmolck von diesem verlorenen Texte übernommen hat. In erster Linie wird es wohl die gereimte Form gewesen sein; denn man sieht ganz deutlich, daß die Reime oft fremdartig und schwerfällig klingen. Dies wird besonders auffällig im Vergleich mit dem zweiten Teil des Schauplatzes, den Schmolck, wie er in der Vorrede angibt, selbständig angefertigt hat; in diesem sind die Reime viel gewandter und geschickter als im ersten.

[1]) Die Historia des leydens vnd der Aufferstehung vnsers Herrn Jhesu Christi aus den vier Euangelisten / durch Johannem Bugenhagen Pomer vleyssig zusammen bracht. Wittemberg 1526. (Leipz. St. Bibl.)

Neben diesen offen angegebenen Anlehnungen lassen sich aber noch eine größere Zahl weiterer Verbindungslinien zwischen Schmolck und den älteren asketischen Schriftstellern finden. Einen starken Einfluß auf Schmolcks Andachtsbücher üben die Schriften des J. Lassenius aus; dieser hat besonders in seinen Passionsandachten, die Schmolck auch als Unterlage für seine Passionslieder benutzte, gewirkt. Sein Einfluß äußert sich besonders in den mariniſtischen Elementen, mit denen Schmolcks Gebete durchsetzt sind; denn grade des Lassenius Gebete zeichnen sich durch eine auffallend mariniſtische Schreibart aus.[1]) Auch Heinrich Müllers Erquickstunden und Geyers Zeit und Ewigkeit gaben Schmolck Anregung zu seinen Gebeten. Von ersteren hat er seine Vorliebe für volkstümliche, etwas derbe Ausdrücke, wenngleich auch hier Müller der charakteriſtischere und weitergehende ist. Von den übrigen Klassikern der asketischen Literatur hat vor allem Arndt Einfluß auf ihn gehabt; weniger der weitschweifige Christian Scriver oder der „eindringliche" Joachim Lütkemann. Mit Arndts „Vier Büchern vom wahren Christentum" hat Schmolck die mit Sprüchen und Mystik durchwebte Sprache gemeinsam, und mit dessen Paradiesgärtlein den etwas stark hervortretenden pädagogischen Zug. Auch ein Herüberwirken aus dem Gebiete der geistlichen Lieder fand statt, sehr oft sind einzelne Teile aus Liedern in die Gebete verwebt.

Trotz der vielen Fäden, die Schmolck mit den andern Erbauungsschriftstellern verbinden, stellen seine Gebetsbücher eine immerhin selbständige Leistung dar. Zwar haben seine Gebetbücher nicht die Wärme und Ursprünglichkeit, wie die der hauptsächlichsten Klassiker der asketischen Literatur, aber sie nehmen einen ehrenvollen Platz gleich in ihrer Nähe ein und haben lange Zeit zu den beliebtesten Gebetbüchern des deutschen Volkes gehört.

---

[1]) Vgl. H. Beck: Die religiöse Volksliteratur, Gotha 1891, S. 251, und Grosse: Die alten Tröster, Hermannsburg 1900, S. 533.

Predigten.

Außer den Liedern und Gebetsbüchern sind uns von Schmolck ferner noch eine Reihe von Leichenpredigten erhalten. Schmolck hat beabsichtigt, auch andere Predigten herauszugeben; der Herausgeber des „Bußopfers" äußert in der Vorrede vom Jahre 1735 die Hoffnung, daß „die bißhero mit so grossem Verlangen erwarteten Reden über die ordentlichen Sonn- und Fest-Tags Evangelia" bald erscheinen mögen. Der Plan ist aber nicht verwirklicht worden. Daß gerade diese Leichenreden uns überliefert sind, hat einen rein äußerlichen Grund: Sie sind beim Begräbnisse vornehmer Personen gehalten worden und von den Angehörigen lediglich als Ehrung des Verstorbenen zum Druck gegeben worden. Schmolck gab sie also nicht als besondere eigene Leistungen heraus, wie seine Lieder und Gebete, sondern überließ dies ganz den Entschließungen der betr. Leidtragenden. Er legte ihnen zunächst keinerlei Bedeutung bei, aber als sein Dichterruhm in Deutschland bekannt wurde, sammelte ein Verleger in Wismar die verstreuten Einzelpredigten und gab sie 1725 heraus. Schmolck ließ es gern zu und sammelte nun selbst weitere derartig gedruckte Reden und veröffentlichte sie 1729 in einem zweiten Bande. Man darf also an diese mehr zufällig überlieferten Predigten keine großen Erwartungen stellen. Und in der Tat ist ihre literarische Bedeutung sehr gering; sie erheben sich kaum über das Durchschnittsniveau dieser Gattung. Indes liefern sie eine Reihe interessanter Züge zur Vervollständigung des Bildes, das wir uns von dem Dichter zu machen haben; deshalb seien sie einer kurzen Betrachtung unterzogen.

Inhaltlich bieten sie das in Leichenpredigten übliche: Trost aus Gotteswort und Würdigung des Verstorbenen. In der Regel ist dies beides getrennt, indem erst eine erbauliche Predigt vorangeht und dann in einem besonderen Teil der Lebenslauf des Verstorbenen gezeichnet wird. Es sind uns neun Leichenreden erhalten, davon fünf mit derartig angefügten „Personalien", außerdem sieben „Personalien" ohne besondere Predigt. In den Predigten ist bemerkenswert, mit welchem Geschick es der Dichter versteht, die Leidtragenden erst zu Tränen zu rühren, um dann allmählich sie mit seinem Troste wieder aufzurichten. Da wird zunächst mit den

bewegtesten Worten die ganze Schwere des Verlustes ausgemalt, bis endlich die ganze Trauerversammlung in Tränen ausbricht. Wie planmäßig er auf diese Rührung ausging, zeigt sich in seinen eigenen Worten, wenn er sagt: „Ich würde noch eine reiche Ernte der Thränen halten, wenn ich von einem betrübtesten Anverwandten zum andern gehen, und an Ihr jammerreiches Hertz pochen wollte“ (Trost und Trauerschr. I, S. 182). Es ist psychologisch gut beobachtet, daß das Schmerzgefühl leichter beruhigt werden kann, wenn der Schmerz sich hat erst frei äußern können. — Die Ausdehnung der einzelnen Predigten ist nach unseren Begriffen ungeheuerlich groß. Die eine Predigt (Trost und Trauerschr. II, S. 135—228) umfaßt 94 Seiten in 8°. Wenn man auch annehmen muß, daß die Reden nicht in ihrer ganzen vorliegenden Ausdehnung gehalten worden sind, sondern daß sie für die Drucklegung später weiter ausgearbeitet worden sind, so bleiben sie doch lang genug, daß man sich wundern muß, welche beträchtliche Geduld die Hörer gehabt haben. Allerdings ist Schmolck auch eifrig bedacht, die Aufmerksamkeit der Zuhörer wachzuhalten; und dazu wählt er ein altbewährtes Mittel: Er erzählt Anekdoten. Es ist staunenswert, welche Fülle von Histörchen er in diesen Predigten vorbringt. Er führt uns an den Rhein, an den Bodensee, nach Frankreich, nach dem schönen Sevilla, nach Madrid, zum egyptischen Nil um nach Japan „oder den Antillen-Insuln“; oder er erzählt von Castor und Pollux, vom alten Nestor und Homer, von Alexander dem Großen, Augustus, Mäcenas oder von den alten Kirchenvätern; er bringt auch interessante Beispiele aus der Physik oder Numismatik; kurz aus jedem Gebiete erzählt er etwas. Und damit wir ihm auch die Wahrheit seiner Erzählungen glauben, führt er meist die Belegstellen mit an, oder gibt kritische Anmerkungen dazu. Eine Probe genüge; es heißt in den „Trost und Trauerschriften II, 168“: „Wenn uns ein gelehrter Nicolai in die Grüffte der Hebräer; ein fleißiger Kirchmannus in die Gräber der alten Römer; ein scharfsinniger Ursatus in die Todten-Kammern zu Padua; ein vortrefflicher Norisius unter die Marmorne Leichen-Steine zu Pisa / führen / (hier folgt eine kritische Anmerkung von 11 Zeilen) wenn uns ein berühmter Gruterus und belesener Reinesius ganze Volumina vor Augen legen, in welchen sie die Grab-Schrifften mancherley

Nationen gesammlet, können wir uns kaum aus solchen Labyrinthen finden, obgleich ein kluger Salmasius uns den Faden reichte. Eine einzige Inscription von der AElia Laelia Crispide, welche man zu Bononien liesset, wird uns ein Rätzel heissen (hier folgt eine Anmerkung von 5 Zeilen). Aber unsere Grab-Schrifft brauchet keinen Oedipum . . . ." und nun folgt die Grabschrift für den Verstorbenen.

Schmolck legt einen ungeheuren Vorrat von polyhistorischem Wissen an den Tag, oft ohne damit einen anderen Zweck zu verbinden, als, eben dieses Wissen zu zeigen. War Schmolck ein so vielseitig gebildeter Mann? Er wird gute Kenntnisse besessen haben, aber das, was er hier zur Schau stellt, sind wohl zumeist erborgte Federn. Die damalige Zeit verfügte über eine außerordentlich große Zahl von homiletischen Hilfsbüchern. In den Promtuarien, Kollektaneen, und Exempelbüchern,[1]) in den Schatzkammern, Real- und Verbalkonkordanzen waren Beispiele für alle Fälle fein säuberlich zusammengestellt, die Summe der so gesammelten Histörchen schätzt man auf ca. 7000.[2]) Die Geistlichen brauchten nur unter den betreffenden Schlagworten nachzuschlagen, so standen ihnen die Beispiele zur Verfügung.

Die Lebensbeschreibungen geben natürlich nicht eine wirkliche Charakteristik sondern nur eine Verherrlichung des Verstorbenen, und Schmolck spendet nach Sitte der Zeit reichliches Lob und versichert bei jedem Verstorbenen immer aufs Neue, daß noch niemals ein so edler Mensch wie dieser existiert habe. Übrigens sind diese Lebensbeschreibungen zeitgeschichtlich nicht ohne Interesse, z. B. bieten sie ganz interessante Berichte über mitgemachte Feldzüge, besonders bei den Adligen.

Das Schriftwort steht in den seltensten Fällen als Hauptsache im Mittelpunkt, viel mehr liebt es Schmolck, in ziemlich loser Anlehnung an den Text bestimmte Themata aufzustellen. Er folgt nicht der sogenannten analytischen Predigtmethode, die sich auf eine Erklärung des Schriftwortes beschränkt, sondern er wendet die synthetische Methode an, die jedes Mal ein besonderes Thema aufstellt, das wie z. B. in der Predigt für den Senior Ebersbach

[1]) Bes. Titius Exempelbuch Leipzig 1684.
[2]) H. Hering Gesch. d. Predigt Berlin 1905 S. 129.

(Troſt- u. Trauerſchr. I Nr. 2) gar nicht mit dem Text in naher Verbindung ſteht. Dieſe ſynthetiſche Methode war ſeit dem 17. Jahrhundert die herrſchende geworden und Schmolck ſchließt ſich ohne beſondere perſönliche Eigentümlichkeiten eng dieſer Mode an. Er wählt nun nicht einfache, mit dem Schriftworte möglichſt zuſammenpaſſende Themata, ſondern zeigt eine große Vorliebe für ſeltſame emblematiſche Themata. So behandelt er einmal eine ganze Predigt hindurch das Thema „Der in Gott beigelegte Groſchen". Ein andermal wählt er durch den Namen Ebersbach angeregt das ſpieleriſche Thema „Ein fallender und ſteigender Bach". Auch hier macht er ganz die Mode des ausgehenden 17. Jahrhunderts mit, das ſich in derartigen emblematiſchen und allegoriſchen Bezeichnungen gar nicht genug tun konnte. Auf die Dispoſitionen legt er verhältnismäßig wenig Wert. Natürlich war die Dispoſition in der Regel rein äußerlich. Das eine Mal formuliert er nach Nehemias XIII, 31 das Thema: „Ein prieſterlicher Denkzettul", und behandelt die zwei wichtigen Gegenſätze: erſtens ſeine Aufſchrift, zweitens ſeine Einſchrift. Die Dispoſition dann durch begriffſpaltende Einzelabteilungen auszubauen, verſchmäht er. Hier iſt er für ſeine Zeit verhältnismäßig ſorglos, denn gerade damals ſtanden die mit größten Spitzfindigkeiten bis ins einzelne durchgeführten Dispoſitionen in hohem Anſehen. Der gleichzeitig lebende Dresdner Geiſtliche Valentin Ernſt Löſcher ſtellte damals 25 verſchiedene Arten von Predigtdispoſitionen auf.[1]) Die Lebensbeſchreibungen haben meiſt auch noch ein beſonderes allegoriſches Thema, in denen der Verſtorbene etwa als „Sonnenbild" oder „Adel und Adler" geprieſen wird.

Schmolcks Stil iſt ſtark rhetoriſch aufgeputzt. Man ſieht hier, wie der Geiſtliche vor einer zahlreichen Verſammlung ſteht und die Wirkung ſeiner Worte wol berechnet. Das iſt nicht mehr die ſchlichte einfältige Proſa der Gebetsbücher, das iſt das Pathos eines kunſtvollen Redners, der mit glänzenden Redensarten ſeine Zuhörer — meiſt ſind es die Vertreter des ſchleſiſchen Adels — hinreißen will. Da fügt er kunſtvoll verſchlungene Sätze ineinander, oder häuft emphatiſche Ausrufe, oder ſtellt rhetoriſche Fragen, ſelbſt-

[1]) Vgl. C. G. F. Schenk Geſch. d. deutſch. proteſtant. Kanzelberedtſamkeit, Berlin, 1841. S. 72.

verständlich fehlen auch hier die beliebten Wortspiele nicht. Wie schlicht ist dagegen die einzige erhaltene Predigt seines Vaters.[1]) Dieser Pomp in den Predigten macht es sehr erklärlich, wenn Schmolck in seinen Liedern trotz der Absicht, einfach zu schreiben, immer wieder ins schwülstige marinistische kommt, entstanden ja viele Lieder direkt im Anschluß an seine Predigten.

Innerhalb der Predigtliteratur ist die Bedeutung der Predigten Schmolcks gering. Er schafft auch hier nichts neues, sondern wählt sich aus der reichen Fülle von Formen dieser Literatur, die ihm vorlagen, das ihm zusagende heraus. Und da er sich eng an die damals herrschende Mode in der Predigtliteratur anschließt, so gilt auch für ihn das Urteil, das im allgemeinen über diese Periode der Predigtliteratur zu fällen ist: Die Predigten legten das Hauptgewicht auf Glanzentfaltung und auf äußere Gefühlserregung und vergaßen darüber den tiefen Ernst eines innerlichen Christentums.

Schmolck fand bei seinen Lebzeiten viel Anerkennung. Vor allem seine Lieder wurden sehr schnell bekannt; sie fanden in ganz kurzer Zeit in die Gesangbücher Eingang: das Zittauer Gesangbuch von 1714 nahm von den 140 Liedern der Liederflammen nicht weniger als 85 auf,[2]) das Württemberger Tausendliederbuch von 1732 133 Lieder, das Gothaer Landesgesangbuch von 1742 204, das Breslauer Gesangbuch von 1748 55, das Schweidnitzer Gesangbuch von 1749 49, das Hirschberger Gesangbuch von 1752 88, während das pietistische Freylinghausensche Gesangbuch von 1714 und 1741 nur einem einzigen Liede Aufnahme gewährte. Von keinem anderen Dichter sind so viele Lieder in die evangelischen Gesangbücher übergegangen und haben sich bis heute erhalten wie von Schmolck. Fischer führt in seinem Kirchenliederlexikon 1878 (II S. 471—73) 198 Lieder als in einer größeren Reihe deutscher Gesangbücher gegenwärtig noch gebräuchlich auf; eine Zahl, die von keinem anderen Dichter erreicht ist. Auch in katholischen Gesangbüchern fanden Lieder von ihm Aufnahme. Das katholisch-Paderbornische Gesangbuch von 1765 hat deren 20.[3]) Sogar in fremde

[1]) Vom Jahre 1701. Sie liegt auf der Bresl. Stadtbibliothek

[2]) Koch Kirchenlied V[3] S. 478/79.

[3]) Bäumker Kath. Kirchenlied III S. 80.

Sprachen sind viele, auch manche Gebete übersetzt worden, vor allem ins Englische und Amerikanische,[1]) Polnische und Wendische. Von den Gebeten fanden namentlich die Morgen- und Abendandachten großen Anklang. Sie erschienen in unzähligen Neuauflagen, während die Predigten kaum beachtet wurden.

Die Kritik der Zeit war anfangs voll begeisterten Lobes. Man nannte Schmolck den „schlesischen Rist und anderen Opitz", und kannte keine Grenzen in Lobeserhebungen, so daß selbst der Dichter ablehnend schreiben mußte (Trost- und Trauerschr. III. Vorrede): „Man wird mir Unrecht thun, so man mir die thörichte Meinung aufbürdet, als könte die Welt meiner Poesien nicht entrathen". Aber schon bald nach seinem Tode setzte eine strengere Kritik ein. Als G. B. Scharff 1741 eine Auswahl von 575 Liedern Schmolcks herausgab, hatte er es schon nötig, den Dichter in der Vorrede gegen fünf Angriffe zu verteidigen. In den rationalistischen Zeiten trat die volle Reaktion zu dieser übertriebenen Verherrlichung ein. Schmolck wurde besonders wegen seiner Büchertitel und seiner seltsamen Bilder als Zielscheibe des allgemeinen Spottes benutzt. Vor allem Jürgensen spiegelt in seiner Plauderei über Schmolck[2]) diese geringschätzige Meinung wieder; auch G. Gervinus hat in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (IV[5] S. 30) nur das bittere Urteil über Schmolck, daß seine Lieder hingeschmierte Fabrikarbeit seien. Erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts griff durch Hoffmann von Fallersleben[3]) und L. Grote[4]) eine objektive Würdigung des Dichters Platz.

Schmolck gehört nicht zu den großen Dichtern, vielmehr reiht er sich in die Reihe der mittelmäßigen Dichter ein. Er schuf nicht neue Werte, aber er verstand es, auf Grund des vorhandenen ein neues harmonisches Ganze zu bilden. Seine Bedeutung liegt in den Liedern, weniger in den Gebetbüchern oder Predigten. Zwar sind eine große Zahl seiner Lieder, besonders die Gelegenheits-

[1]) Julian, **A. Dictionary of hymnologie** London 1892 S. 1011. Vergl. über poln. und wend Übersetzung die Bibliographie.

[2]) Jürgensen B. Schmolck Schleswig 1826, vergl. auch G. F. L. Richter allg. Biogr. Lex. Leipzig 1804 S. 345.

[3]) Barth. Ringwald und B. Schmolck Breslau 1833.

[4]) **Schmolcks Lieder und Gebete** Leipzig 1855.

gedichte, durch die schwülstige und mit seltsamen Bildern überladene Sprache für den heutigen Geschmack ungenießbar; aber die Lieder, in denen sich seine schlichte, milde Persönlichkeit klar und einfach spiegelt, haben ihren Wert bis zur Gegenwart erhalten, und sie sind es, die den Namen Schmolcks auch heute noch in weiten Kreisen lieb und teuer machen. Dem Dichter, der fest auf dem Boden orthodoxer Kirchlichkeit steht, aber nicht unberührt ist von pietistischer Frömmigkeit, gelingt es hier, in leicht fließenden Versen einfache christliche Erfahrungen darzustellen. Und gerade weil er nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinauskommt, sind seine Lieder für ein großes Publikum geeignet. Zwei Jahrhunderte lang gehören sie schon zu den in der evangelischen Kirche am liebsten gesungenen und werden wohl auch noch lange ihren ehrenvollen Platz behaupten.

Leben.

Ich, Rudolf Bernhard Nicolai (evangel.-luth.), wurde am 1. Januar 1885 in Lauterbach im Erzgebirge als 4. Sohn des Pfarrers Karl Theodor Nicolai geboren. Den ersten Unterricht genoß ich in der Volksschule meines Heimatsortes. Durch meinen Vater in Privatunterricht vorbereitet, kam ich 1897 auf das Progymnasium nach Grimma, und 1899 auf die Fürsten- und Landesschule Grimma, die ich am 16. März 1905 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Ostern 1905 bezog ich die Universität Greifswald, Michaelis 1906 die Universität Leipzig. Hier hatten entscheidenden Einfluß auf mich die Vorlesungen und Seminarien der Herren Professoren: von Bahder, Brandenburg, Hauck, Hofmann, Jhmels, Kittel, Köster, Lamprecht, Rietschel, Sievers, Volkelt, Witkowski und Wundt. Zwei Semester lang war ich ordentliches Mitglied in der neueren Abteilung des deutschen Seminars unter Herrn Professor Dr. Köster; ihm bin ich für Anregung und Förderung der vorliegenden Arbeit zu großem Danke verpflichtet.

Inhalt.

1. Leben: Seite

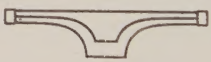
Jugend und Erziehung . . . . . 1— 5
Erste dichterische Versuche . . . . . 5— 9
Amtstätigkeit . . . . . 9—13
Lebensanschauungen . . . . . 13—21

2. Lieder:

Religiöse Anschauungen . . . . . 21—32
Stellung in der orthodoxen Kirchenliederdichtung . . . 32—48
Verhältnis zum Pietismus . . . . . 49—56
Verhältnis zum Rationalismus . . . . . 56—58
Form, Stil . . . . . 58—70
Verhältnis zur weltlichen Dichtung . . . . . 70—75
Metrik . . . . . 75—78

3. Gebetbücher:

Inhalt . . . . . 78—81
Form . . . . . 82—83
Stellung in der asketischen Literatur . . . . . 83—87

4. Predigten:

Inhalt, Form, Stellung in der Predigtliteratur . . . 88—92
Schluß . . . . . 92—94